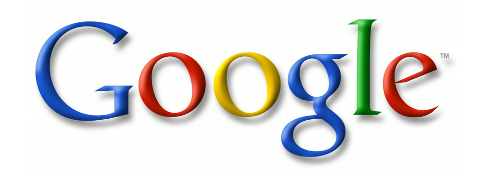



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.


Digitized by Google

KALMÜKISCHE MÄRCHEN.

DIE MÄRCHEN DES SIDDHI-KÛR

ODER

ERZÄHLUNGEN EINES VERZAUBERTEN TODTEN.

EIN BEITRAG ZUR SAGENKUNDE AUF BUDDHISTISCHEM GEBIET.

AUS DEM KALMÜKISCHEN ÜBERSETZT

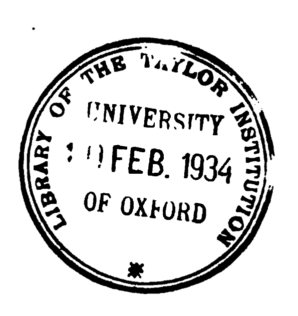
VON

B. JÜLG.

LEIPZIG 1866.

F. A. BROCKHAUS.

DRUCK DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI IN WIEN.



DER TREUEN LEBENSGEFÄHRTIN

ANTONIE GEB. TEUTGEN-HORST

FÜR

DIE FÖRDERNDE THEILNAHME

AN

DIESER ÜBERSETZUNG.

VORWORT.

Aus meinem gleichzeitig erscheinenden grösseren Werke: „Die Märchen des *Siddhi-kür*. Kalmükischer Text mit deutscher Übersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch. Lex.-8°. Leipzig 1866. F. A. Brockhaus“ wird hier einem grösseren Publicum die deutsche Übersetzung in besonderem Abdrucke geboten. Während das grössere Werk, von seinem Inhalt auch abgesehen, hauptsächlich einen Beitrag zur Kenntniss der kalmükischen Sprache liefern soll, dürfte die blosse Übersetzung denjenigen, die sich mit Sagen- und Märchenforschung beschäftigen, ohne an der sprachlichen Seite gerade Antheil zu nehmen, nicht unwillkommen sein. Benfey's treffliche Untersuchungen im ersten Bande seines Pantschatantra (Leipzig 1859) haben in der Erforschung unserer Sagen- und Märchenwelt nach allen Seiten befruchtend gewirkt. Es ist seither auf diesem Gebiete ein reger Eifer zu Tage getreten, den ungeheuern Stoff zu sichten und zu lichten. Das bedeutendste Ergebniss der Benfey'schen Forschungen ist der gelungene Nachweis, dass die Hauptmasse unserer Märchen und Erzählungen aus Indien stammt und auf verschiedenen Wegen sich nach Europa verbreitet hat, im Süden durch die islamitischen, im Norden durch die buddhistischen Völker. Der Kern ist stets derselbe, der ursprünglich indische, die Hülle dagegen hat sich nach den ethischen Bedürfnissen und socialen Anschauungen der Völker manchfach umgewandelt. Benfey hat nun ganz besonders den Mongolen während ihrer fast 200jährigen Herrschaft in Osteuropa einen vorzüglichen Antheil an der Verbreitung und Übermachung der ihnen durch den Buddhismus aus Indien zugekommenen Märchen und Erzählungen an Slawen und dadurch mittelbar an Germanen zuerkannt. Und ein solches bei den Mongolen weitverbreitetes beliebtes Märchenbuch, das auf indischer Grundlage *(Vetâlapankavinçati)* beruht, ist es, das ich hier in Übersetzung aus dem Kalmükischen biete. Zwar hat schon Benj. Bergmann in seinen Nomadischen Streifereien unter den Kalmüken. 8°. Riga 1804. I. 249—351 eine Übersetzung desselben Werkes gegeben, die aber in vielen Theilen mangelhaft ist und den heutigen Anforderungen kaum mehr genügen dürfte. Mein Hauptzweck, dem Sprachforscher ein Hilfsmittel zum Studium des

Kalmükischen zu liefern, mag es entschuldigen, wenn meine Übersetzung etwas ungelenk und fremdartig erscheint; sie musste möglichst treu sein, um beim Lesen des Urtextes unterstützend und fördernd an die Hand zu gehen. Es wurde daher das Colorit des Originals, soweit es mit dem Genius der deutschen Sprache vereinbar schien, beizubehalten gesucht. Eine Übersetzung ohne diesen Nebenzweck hätte freilich anders ausfallen müssen. Sie aber nochmals eigens umzuarbeiten, hätte zu viel Mühe und Kosten verursacht. Daher bitte ich, sie auch in diesem etwas fremdartigen Gewande freundlich aufzunehmen.

Zum Verständniss einzelner Stellen sind am Schlusse die nothwendigsten Erläuterungen beigefügt worden.

So anziehend es auch gewesen wäre, auf eine Vergleichung der Erzählungen des *Siddhi-kûr* mit denen der übrigen Märchenkreise näher einzugehen, so musste ich es mir doch für diesmal versagen. Benfey hat hierin Grosses geleistet. Nur im Vorbeigehen erwähne ich, dass z. B. unsere erste Erzählung sich theilweise wiederfindet in Rosens Papagaienbuch I. 151—159 und sich treu wiederspiegelt in Wenzigs westslawischem Märchenschatz „die vier Brüder" S. 140—143. Die zehnte Erzählung des *Siddhi-kûr* hat ihr treffendes Seitenstück in Wickerhausers Papageimärchen S. 212—214. Für die elfte Erzählung mit dem Tiger im Kasten vergleiche man ausser den Seitenstücken im *Pankatantra* besonders die zwei von Th. Aufrecht in Ztschr. d. D.M.G. 1860. XIV. 569—581 aus der *Bharaṭakadvâtrinçatikâ* und dem *Kathârṇava* mitgetheilten Erzählungen, wo sich Betbruder, Bussübungen, hölzerne Kiste, Affe, Verbot des Nahens u. s. w. täuschend ähnlich finden; selbst der Name *Suvarṇadharî* findet sich wieder im Namen der Stadt *Suvarṇapur*.

Über die ganze Situation zum Verständniss dieser Erzählungen gibt wohl die Einleitung der Übersetzung selbst hinreichenden Aufschluss. Bezüglich des Namens *Siddhi-kûr* verweise ich auf die Anmerkung S. 66; er entspricht dem sanskritischen *Vetâla*. Der Chânssohn wird aufgefordert zur Sühne seiner Schuld von der Leichenstätte den Todten, in welchem der *Vetâla* haust, zu holen, damit der Meister vermittelst desselben seinen Zauber ausüben könne; doch darf der Träger während des Tragens sich kein Wort entschlüpfen lassen. Im Anfange hält sich der Chân auch. *Siddhi-kûr* legt es dann aber am Schlusse seiner Erzählung jedesmal darauf an, dass der Chân in ein Wort oder einen Ausspruch unwillkürlich ausbrechen muss, und dies wiederholt sich dreizehn Mal, bis der Chân vom Meister des ihm gegebenen Auftrages entbunden wird.

Innsbruck, im October 1865.

B. Jülg.



SIDDHI-KŬR.

Einleitung.

Du siegreich vollendeter Nâgârǵuna, welchem der Name Garbha zur Erklärung beigegeben worden, welcher, indem er das auswendig und inwendig reine Gefäss (der Buddha-Lehre) in seiner Wesenheit erleuchtet hat, das Verständniss der Mittellehre *(madhjamika)* des wahren Sinnes *(paramârtha)* erschliesst, der zweite Lehrer, vor dem verbeuge ich mich. Eben dieses Meisters Nâgârǵuna und des auf glücklichem und gutem Pfade wandelnden Chânes erstaunliche und wundersame Geschichte, die in der Absicht erzählt ist, damit man, wenn man deren von den Weisen zusammengestellten Hauptinhalt nach Bedürfniss in sein Herz aufgenommen, durch Vortragen, Hören und Lesen die höchste Vollendung erlange, habe ich im Märchengewande in dreizehn Capiteln nacherzählt. Die Veranlassung zu dieser Erzählung ist folgende.

In Indiens Mittelreich wohnten sieben Brüder als Zauberer. Gleichzeitig mit ihnen lebten weiter in der Entfernung einer Meile ihrer zwei Brüder, Chânssöhne. Der ältere von diesen machte sich auf, um von den Zauberern die Zauberkunst zu erlernen. Obgleich sie ihn sieben Jahre lang unterrichteten, so lehrten ihn die Zauberer den Schlüssel zur Zauberei in Wirklichkeit doch nicht. Einstmals hatte der jüngere Bruder sich aufgemacht seinem älteren Bruder Lebensmittel zu bringen, und kaum hatte er bei dieser Gelegenheit verstohlen durch die Ritze einer Thüre geblickt, als er den Schlüssel zur Zauberei auf einmal fand; ohne seinem älteren Bruder die für ihn bestimmten Lebensmittel zu geben, kehrten sie beide zusammen in ihre Königsburg zurück. Da sprach der jüngere Bruder zum älteren: „Die Zauberer werden vielleicht erkennen, dass wir die Zauberkunst erlernt haben. In unserem Stalle befindet sich ein vortreffliches Pferd; führe dasselbe am Zügel, wende dich aber nicht in der Richtung nach den sieben

Zauberern, sondern begib dich in eine andere Gegend, verkauf' es daselbst und bring den Erlös dafür zurück."

So sprach er und verwandelte sich selbst in dieses Pferd. Doch der ältere Bruder richtete sich nicht nach den Worten seines jüngeren Bruders und dachte: „Obgleich man mich sieben Jahre lang die Zauberkunst gelehrt hat, so hab' ich sie doch nicht erlernt; mein jüngerer Bruder aber hat nun ein so vortreffliches Pferd gefunden; warum sollte ich denn dasselbe nicht reiten?" Mit diesen Gedanken bestieg er dasselbe. Kaum aber hatte er sich aufgesetzt, so gelangte er in Folge der Gewohnheitsmacht des Zaubers, da er das Pferd nicht zu lenken vermochte, vor die Behausung der Zauberer. Obgleich er sich davon machen wollte, so kam er doch nicht weg. Da dachte er: „Nun, so werde ich es gerade an diese Zauberer verkaufen". Er fragte die Zauberer: „Mein jüngerer Bruder hat dieses vortreffliche Pferd gefunden; wollt ihr es besichtigen?" Die Zauberer aber hatten erkannt, dass es ein Zauberpferd sei und dachten: „Wenn auf diese Weise alle die Zauberkunst lernen, so wollen wir, weil wir dadurch ganz um unser Ansehen kommen und durch die Zauberkunst nicht mehr Bewunderung erregen würden, das Pferd nehmen und tödten." In dieser Absicht erhandelten sie das Pferd, zahlten ihm den verlangten theueren Preis und nahmen es in Empfang. Hierauf banden sie das Zauberpferd in einem dunklen Stalle an. Als aber die Zeit kam es zu tödten, führten sie dasselbe, um sein Blut zu vermehren, während es die einen am Kopf und an den Mähnen, andere am Schwanz, an der Fleischwulst der Vorderfüsse, an dem Hintertheil festhielten, damit es keinen Falls entspringen könnte, am Zügel einher. Während des Ganges dachte das Pferd: „Ach, mein Bruder konnte hier nicht zurecht kommen, jetzt bin ich in die Hände dieser Zauberer gerathen; möchte doch, um meine Verwandlung bewerkstelligen zu lassen, irgend was immer für ein lebendes Wesen erscheinen!"

Kaum hatte das Pferd so gedacht, als es einen Fisch im Wasser daherkommen sah und sich in diesen verwandelte. Die sieben Zauberer wurden sieben Mewen, und als sie beim Verfolgen nahe daran waren den Fisch zu erreichen, sah er eine Taube am Himmel heranfliegen und verwandelte sich in diese. Die Zauberer wurden sieben Habichte und verfolgten die Taube über Berg und Fluss, und als sie abermals nahe daran waren sie zu fangen, da flüchtete sie im Lande Bede der Südgegend auf einem strahlenden Berge in das Innere einer Felsen-

grotte, die den Namen „die Beruhigung gewährende“ führte, und gleitete in den Schooss des daselbst verweilenden Meisters Nâgârǵuna nieder. Die sieben Habichte kamen gleichfalls vor den Eingang der Felsengrotte und verwandelten sich in sieben in Baumwolle gekleidete Männer. Da dachte der Meister in seinem Innern: „Was mag wohl der Grund sein, dass sieben Habichte diese Taube verfolgen?“ Indem er so dachte, fragte er: „Du Taube, was ist wohl der Grund, dass du so sehr dich fürchtest und ängstigest?“ Auf diese Frage erzählte die Taube ausführlich den bisherigen Verlauf und sprach dann weiter: „Jetzt sind vor dem Eingang deiner Felsengrotte sieben in Baumwolle gekleidete Männer. Diese werden vor dem Meister erscheinen und um den Rosenkranz, den der Meister in den Händen hält, bitten. In diesem Augenblick will ich mich dann in das Hauptkügelchen des Rosenkranzes verwandeln; wenn dann der Meister seinen Rosenkranz hingibt, so geruhe er das Hauptkügelchen in den Mund zu nehmen und seinen Rosenkranz auseinanderzustreuen.“

Also sprach die Taube. Demgemäss erschienen denn auch die sieben in Baumwolle gekleideten Männer und hielten um des Meisters Rosenkranz an. Der Meister nahm das Hauptkügelchen in den Mund, und kaum hatte er seinen Rosenkranz vor sich hin ausgestreut, so waren die Kügelchen in einem Augenblick zu Würmern geworden. Die sieben in Baumwolle gekleideten Männer verwandelten sich in sieben Hühner und frassen diese Würmer pickend auf. Alsdann liess der Meister sofort des Rosenkranzes Hauptkügelchen aus dem Munde fallen; daraus entstand ein Mensch, der einen Stock in der Hand hielt. Kaum hatte dieser die sieben Hühner getödtet, als sieben Menschenleichen daraus wurden. Da ward der Meister in seinem Herzen gar betrübt und sprach: „Während ich einzig dein Leben geschützt, habe ich dazu beigetragen, das Leben dieser sieben zu vernichten; das ist wahrlich sehr schlimm.“

Auf diese Worte versetzte der Mann: „Ich bin der Sohn eines Chân's. Wenn der Meister, um einzig und allein mein Leben zu retten, zum Tode dieser andern beigetragen hat, so will ich, um diese Sünde zu tilgen und dem Meister meinen Dank abzutragen, jedweden Auftrag von dir freudig entgegennehmen und pünktlich ausführen.“ Da sprach der Meister: „Nun, wenn das der Fall ist, in dem kühlen Haine auf der Leichenstätte *(çîtavana)* ist S i d d h i - k û r (der mit übernatürlicher Macht begabte Todte); von der Körpermitte an aufwärts ist er von

Gold, abwärts von Smaragd, auf dem Haupte von Perlmutter und mit einer Kopfbinde versehen: also ist er beschaffen. Diesen kannst du zur Busse holen. Wenn du es auszuführen im Stande bist, so könnte ich durch ihn wohl Gold zuwegebringen; die Menschen von Gambudvipa könnten ein tausendjähriges Lebensalter und die höchste wunderbare Vollendung erreichen."

Auf diese Aufforderung hin gab denn auch der Chânssohn ein solches Versprechen und erkundigte sich weiter: „Den Weg, den ich einzuschlagen, und die Art und Weise, wie ich vorzugehen habe, und, um das Ganze zusammenzufassen, die Lebensmittel und was alles dergleichen nöthig ist, das geruhe mir anzugeben; nach deiner Andeutung werde ich mich richten."

Darauf sprach der Meister: „Nun denn, wenn du etwa eine Meile weit von hier gehst, so gibt es an dem Bergstrom eines ungemein finstern, bewaldeten, schauerlichen Engpasses eine Fülle von sehr grossen Todten. Sobald du dahin gelangst, so werden sie insgesammt sich erheben und auf dich zukommen. Diesen ruf zu: ‚Ihr grossen Todten alle, hala hala svâhâ!' und streue ihnen diese unter magischen Worten geweihten Gerstenkörner hin. Von da weiter befinden sich an einem Flusse kleine Todte in Menge. Indem du diesen zurufst: ‚Ihr kleinen Todten alle, hulu hulu svâhâ!' bring ihnen gleichfalls ein Streuopfer. Nochmals von da weiter befindet sich eine Schaar von Todten in Kindergestalt. Auch diesen bring unter dem Ausruf: ‚Ihr Todten in Kindergestalt, rira phad!' ein Streuopfer. Aus der Mitte dieser wird sich Siddhi-kûr davon machen, auf einen Mangobaum emporklettern und sich da niedersetzen. Wenn du alsdann mit dieser Axt, die ‚weisser Mond' benannt ist, am Fusse des Baumes eine böse Miene zeigst, so wird er herabgestiegen kommen. Alsdann stecke ihn in diesen bunten Sack, in dem für hundert Platz ist, schnüre denselben mit diesem hundertdrähtigen bunten Seile zu, geniess von diesem trotz der Zehrung nie ausgehenden Butterkuchen, nimm den Todten auf den Rücken, wandle dann mit ihm dahin, ohne dir dabei auch nur ein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, und komm hieher zurück. Dein Name ist Chânssohn; da du zu der Beruhigung gewährenden Felsengrotte gelangt bist, so sollst du ‚der auf glücklichem gutem Pfade wandelnde Chân' heissen."

Als er ihm diesen Namen beigelegt, liess er ihn, den Weg zeigend und angebend, die Wanderung antreten. Nachdem der Chân die

Schrecknisse des ihm vom Meister gewiesenen und angegebenen Weges glücklich überwunden hatte und, an Ort und Stelle gelangt, des Siddhi-kûr ansichtig wurde, machte er sich sofort an dessen Verfolgung; doch dieser war auf den Mangobaum emporgeklettert. Er trat an den Fuss des Baumes hinan und sprach die laut schallenden Worte: „Mein Meister ist Nâgârguna Garbha. Meine Axt ist ‚weisser Mond‘ benannt. Meine Reisekost ist nie ausgehender Butterkuchen. Mein Behälter ist ein bunter Sack, in dem hundert Platz haben. Mein Seil ist ein hundertdrähtiger bunter Strick. Ich selbst bin der auf glücklichem gutem Pfade wandelnde Chân. Todter, du kommst herabgestiegen, wo nicht, so werde ich deinen Baum umhauen.“

Auf diese Worte versetzte Siddhi-kûr: „Hau den Baum nicht um, ich werde herabgestiegen kommen.“ Als er nach diesen Worten herabgestiegen kam, steckte ihn der Chân in seinen Sack, schnürte diesen mit dem Seile fest, verzehrte seinen Butterkuchen, lud ihn sich auf den Rücken und wandelte so mit ihm viele Tage lang dahin. Endlich sprach Siddhi-kûr: „Da der Tag lang ist, so wird es uns langweilig; entweder erzähle du eine Geschichte, oder ich will erzählen.“ Allein der Chânssohn wandelte schweigend weiter. Da begann Siddhi-kûr von neuem: „Wenn du erzählen willst, so nicke mit dem Kopf; willst du dagegen zu mir sagen ‚erzähle du‘, so gib mir das durch eine Rückbewegung mit dem Hinterhaupt zu verstehen.“ Ohne auf diese Worte etwas zu erwiedern, gab der Chân mit seinem Haupte das Zeichen. Das nämlich will sagen, dass es seinem freien Willen anheim gestellt bleibe. Da begann nun Siddhi-kûr folgende Erzählung.

I. ERZÄHLUNG.

Früh vor Zeiten waren einmal in einem grossen Reiche eines reichen Mannes Sohn, eines Arztes Sohn, eines Malers Sohn, eines Rechenmeisters Sohn, eines Holzkünstlers Sohn und eines Schmiedes Sohn, und alle sechs machten sich, mit Reisekost versehen, von ihren Eltern auf in ein fremdes Land. Als sie zu einer Stelle gelangt waren, wo die Mündungen mehrerer Flüsse sich vereinigten, pflanzten sie daselbst jeglicher für sich einen Lebensbaum, und indem ein jeder, seinen Unterhalt zu suchen, von hier aus an einem anderen Flussarme hinaufzog, bestimmten sie diesen Punkt als das Ziel, wo sie sich

dereinst wieder zusammenfinden wollten. „Sollte“, so sprachen sie, „einer von uns nicht zurückkehren, sein Lebensbaum verwelkt oder etwas dergleichen geschehen sein, so wollen wir ihn in der Richtung, nach der er gegangen, aufsuchen.“ Nach diesen Worten trennten sie sich.

Nachdem nun des reichen Mannes Sohn an einem Flusse aufwärts gewandert war, traf er am Ursprunge desselben, da wo ein Wald und ein Rasenplatz zusammenstiessen, eine kleine Hütte und trat auf deren Thüre zu. Hier lebte ein hochbetagter Alter mit seiner greisen Frau. Die beiden fragten: „Jüngling, woher bist du gekommen? wohin willst du gehen?“ Der Jüngling versetzte: „Ich bin aus der Ferne gekommen; meinen Unterhalt zu suchen bin ich hieher gelangt.“ Die beiden Alten sprachen: „Nun, unter diesen Umständen ist es sehr gut, dass du gekommen; wir haben eine gar reizende, wunderschöne Tochter von edler Gestalt und lieblichem Wesen, nimm sie und werde unser Sohn.“ Bei diesen Worten war die Tochter herausgetreten, und kaum war der Jüngling ihrer ansichtig geworden, da dachte er bei sich: „Indem ich Vater und Mutter verliess, hat sich mein Herkommen gut getroffen; diese ist ja wahrlich weit wundervoller und reizender als die Töchter der Himmelsgötter; sie will ich nehmen und mich hier niederlassen.“ Das Mädchen aber sprach: „Dass du gekommen, o Jüngling, ist sehr gut.“ Und nachdem sie einander noch mancherlei hin und her gefragt und sich erzählt hatten, zogen sie in die Behausung ein und lebten in Liebe und Freude.

In jener Gegend herrschte ein gewaltiger Chân. Dessen Dienerschaft hatte sich einst zur Frühlingszeit an das Wasser begeben, um am Spiel sich zu ergetzen. Da fanden sie von der Gemahlin des am Ursprung des Flusses wohnenden reichen Jünglings einen mit verschiedenartigen Edelsteinen besetzten Ring im Wasser daherschwimmen, nahmen ihn auf und überbrachten ihn, da er gar wundervoll war, dem Chân. Der Chân, ihn anstaunend, sprach zu seinen Dienern: „Am Ursprunge dieses Flusses wohnt sicher eine Frau, welche diesen Ring getragen; bringt sie zu mir her.“ Mit diesem Auftrage sandte er die Diener ab. Diese begaben sich dahin, und als sie die Frau gesehen hatten, sprachen sie voll Bewunderung bei sich: „Diese Frau ist wahrlich sehr schön, so dass man an ihr sich nicht satt sehen kann.“ Zu der Frau aber sagten sie: „Dich lässt der Chân zu sich rufen.“ Und so nahmen sie dieselbe sammt dem reichen Jüngling mit sich fort und

überbrachten sie dem Chân. Der Chân sprach bei ihrem Anblick: „Diese ist wahrlich eine Göttertochter; meine übrigen Gemahlinnen sind ihr gegenüber Hunden und Schweinen vergleichbar.“ So sprach er und gab dieser Frau bei weitem den Vorzug. Doch diese dachte in ihrem Herzen einzig und allein an den reichen Jüngling; nur dass sie eben in der Gewalt des Chânes war. Indem der Chân dieses merkte, sprach er zu seinen Dienern: „Räumt mir diesen reichen Jüngling aus dem Wege.“ Die Diener handelten seinem Befehle gemäss, lockten den Jüngling zu einem Spiele, suchten eine Gegend am Rande des Flusses auf, gruben ihn daselbst ein, deckten darüber einen gewaltigen Fels und tödteten ihn auf solche Weise.

Nachdem nun zur bestimmten Zeit seine Gefährten von allen Richtungen her an der Stelle, wo die als gemeinschaftliches Ziel bezeichneten Lebensbäume standen, sich zusammengefunden hatten, war der reiche Jüngling nicht erschienen. Zugleich sahen sie seinen Lebensbaum verwelkt. Da konnten sie sich in ihren Herzen nicht beruhigen und suchten ihn längs des Flusses, an dem er hinaufgezogen war, fanden ihn aber nicht. Indem nun des Rechenmeisters Sohn rechnend zusah, brachte er heraus, dass des reichen Mannes Sohn in der und der Entfernung von einem grossen Felsen bedeckt todt da lag. Obgleich sie diesen suchend gefunden, so reichte doch ihre Kraft für den Fels nicht aus. Da sie kein Mittel wussten, so nahm des Schmiedes Sohn den Hammer, zertrümmerte den Fels, und als sie nachgegraben, kam der Todte zum Vorschein. Ihm mischte des Arztes Sohn einen Heiltrank gegen den Tod, und nachdem er ihm denselben in den Mund gegossen, ward er ohne jeglichen Schaden wieder gesund.

Unter Erkundigungen und Reden von allen Seiten fragten sie ihn: „In Folge welches Umstandes warst du gestorben?“ Und als er nun seine bisherige Geschichte ausführlich erzählt hatte, sprachen seine Gefährten: „Wenn es solch eine reizende Frau ist, so muss sie in der That wundervoll sein. Doch jetzt, durch welches Mittel werden wir dem Chân sie entreissen?“ So sprachen sie unter einander. Da verfertigte des Holzkünstlers Sohn aus Holz einen Garuḍa: wenn man, in sein Inneres steigend, oben anschlägt, so steigt er in die Höhe; wenn man unten anschlägt, so geht er abwärts; wenn man seitwärts anschlägt, so wendet er sich seitwärts; solch einen Wundervogel verfertigte er. Des Malers Sohn aber bestrich denselben mit allerlei Farben und gab ihm dadurch ein sehr schönes Aussehen. Der reiche

Jüngling stieg nun hinein und in die Luft sich erhebend flog er dahin. Über der fürstlichen Residenz verweilte er schwebend, sie rings umkreisend. Als der Chân sammt dem Gefolge ihn erblickt, sprachen sie staunend unter einander: „Solch einen Vogel haben wir früher nicht gesehen, noch je von ihm gehört.“ Und der Fürstin es meldend, sprach der Chân zu ihr: „Steig auf des Palastes oberes Stockwerk hinauf und reiche dem Vogel allerlei Speisen.“

Die Gemahlin gieng mit den Speisen auf den Palast hinauf, und während sie oben verweilte, kam der Vogel dahin herabgestiegen. An des hölzernen Garuḍa Thüre trafen beide zusammen. Herzlich sich freuend sprach die Frau: „Mit dir zusammenzutreffen wäre mir nicht einmal in den Sinn gekommen, und doch hat jetzt sich diese Begegnung gefügt. Auf welche Weise hast du diesen Vogel in trügerischem Gewande zu Stande gebracht?“ Nachdem der Jüngling den Hergang umständlich erzählt, sprach er also: „Jetzt lebst du freilich als des Chânes Gemahlin; doch wollten wir beide als Mann und Frau in Liebe uns einen, so steig hieher in diesen hölzernen Garuḍa ein; da wir durch die Lüfte davonfliegen, so wird uns kein besonderes Unheil drohen.“ Da versetzte die Frau: „Auch ich freue mich vereint mit dir; unter den Gatten, mit denen ich bisher verbunden, gehst du mir am höchsten!“ Nach diesen Worten stieg sie in den hölzernen Garuḍa ein und sie flogen durch die Lüfte dahin. Als der Chân sammt dem Gefolge dieses gewahrte, sprach er: „Ach, zum Lohne dafür, dass ich, diesem reizenden Vogel Speise zu reichen, meine Gemahlin entsendet, hat er jetzt meine Gemahlin in die Lüfte entführt.“ So sprach er und nieder zur Erde sich werfend und hin und her sich wälzend gab er dem Grame sich hin.

Jetzt schlug der reiche Jüngling an die Springfeder des hölzernen Garuḍa in der Richtung nach abwärts und liess in der Nähe seiner Gefährten sich nieder. Zuerst trat er allein heraus. Die Gefährten sprachen: „Ist deine Angelegenheit besorgt?“ „Meine Angelegenheit“, erwiederte er, „ist ganz trefflich besorgt“, und zugleich liess er seine Gemahlin heraustreten. Bei ihrem Anblick erglühten diese seine Gefährten, da sie gar reizend schön war, von heftigem Verlangen im Herzen nach ihr. Da sprach der reiche Jüngling: „Ihr meine Gefährten, habt mir Beistand geleistet, mich, den Todten, ins Leben gerufen und, diese meine Gemahlin wieder zu gewinnen, gerade das Mittel ersonnen; jetzt will ich den Dank abtragen, beraubet mich ihrer nicht.“

Doch dagegen erhob sich des rechnenden Meisters Sohn und sprach: „Da man nicht wusste, ob du noch am Leben seiest oder nicht, so hat man erst, seit man meine Berechnung erfuhr, fussend auf dieselbe die Gemahlin wieder erhalten, die Gemahlin gib also mir.“

Allein dagegen trat des Schmiedes Sohn auf und machte geltend: „Wenn du durch deine Berechnung dies auch herausbrachtest, wer hätte ihn unter dem gewaltigen Felsen hervorgezogen? Dadurch, dass ich den Fels zertrümmernd dich hervorzog, hast du die Gemahlin wieder erlangt; die Gemahlin ist mein!“

Dem trat des Arztes Sohn entgegen mit der Behauptung: „Wenn du auch den Fels zertrümmernd den Todten hervorzogst, wie hätte diese Leiche die Gemahlin holen können? Dadurch, dass ich den Todten durch einen Heiltrank ins Leben gerufen, aus dem Grunde hast du sie wieder erhalten. Die Gemahlin nehm' ich.“

Des Holzkünstlers Sohn sprach: „Zwar hast du ihn ins Leben zurück gerufen; aber ohne den hölzernen Garuḍa, auf welche Art hättet ihr da die Gemahlin erlangt? Den Chân zu bekriegen sind wir nicht im Stande. Weil man in das Innere des Palastes keinen Menschen hineinlässt, so war die Gemahlin zu holen eine Unmöglichkeit. Durch meinen hölzernen Garuḍa ward sie gewonnen. Die Gemahlin ist mir beschieden.“

Dem hielt des Malers Sohn entgegen: „Deinem aus vertrocknetem Holze gefertigten Garuḍa wäre, Speise zu reichen, die Chânin nimmer gekommen. Nur in Folge davon, dass er durch das Auftragen meiner verschiedenartigen Farben ein reizendes Aussehen gewann, hat man die Gemahlin wieder erlangt. Die Frau zu erhalten gebührt mir.“

So stritten sie sich hin und her und konnten nicht eins werden.

„Nun“, sprachen sie, „wenn dem so ist, so wollen wir alle sie nehmen“, und unter dem Rufe: „hau zu, hau zu“ mit dem Messer Stücke von ihr sich abschneidend, tödteten sie auf diese Weise die Frau.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der Chân aus: „Ach, die arme, die bedauerungswürdige Frau!“ Da versetzte Siddhi-kûr: „Sein Glück verscherzend hat der Chân Worte entschlüpfen lassen“, und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ wand er sich los und eilte im Fluge davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das erste Capitel: wie es dem Sohne des reichen Mannes ergangen.

II. ERZÄHLUNG.

Er begab sich hierauf wieder in der früheren Weise nach dem kühlen Todtenhain, um Siddhi-kûr zu holen, und indem er sich das Aussehen gab den Fuss des Mangobaumes umzuhauen, sprach er: „Todter, du steigst herab oder ich haue deinen Baum um.“

„Hau den Baum nicht um“, versetzte dieser, „ich werde herabsteigen“. Und so kam er herabgestiegen. Er steckte ihn nun in seinen Sack, band diesen mit dem Seile zu, verzehrte seine Kost, lud ihn auf den Rücken und trat die Wanderung an. Nach Verlauf mehrerer Tage sprach Siddhi-kûr: „Weil der Tag lang ist, so langweilen wir uns; erzähle du eine hübsche Geschichte; wenn nicht, so will ich erzählen“. Als der Chân, ohne etwas zu erwiedern, mit seinem Haupte das Zeichen gegeben, da begann Siddhi-kûr abermals eine Erzählung.

Früh vor Zeiten herrschte in einem grossen weitentlegenen Land ein mächtiger Chân. Dort befand sich an dem Ursprung eines Flusses ein grosser Teich. Da aber in demselben zwei Drachenfrösche das Abfliessen des Teiches verhinderten und dann das Wasser sich nicht befruchtend auf die Felder ergoss, so musste man diesen Fröschen alljährlich einen Menschen und zwar ohne Unterschied, abwechselnd hohe und niedere, zur Speisung übergeben. Einmal zu einer Zeit geschah es, dass das Loos den Chân traf. Wenn er nun auch nicht gehen wollte, so war doch, weil die Sache für das Reich sehr erspriesslich war, nicht zu gehen unmöglich; wenn er dagegen gehen wollte, so quälten Vater und Sohn, weil ausser dem Chân Vater und Sohn kein anderer da war, sich unter einander ab mit der Frage, wer von ihnen beiden gehen solle. Der Vater sprach: „Ich bin schon alt, es ist kein Schade um mich, ich werde gehen, lass du, mein Sohn, unser Reich in der Lehre sich ausbreiten.“ Dagegen versetzte der Sohn: „O mein Gott, wie? dass du, mein Chân und Vater, der sorgsam auf mein Erbe bedacht mich auferzogen, gehen solltest, das schickt sich nimmermehr. Wenn der Chân und die Gemahlin am Leben sind, so kann ja nach Wunsch wieder ein Sohn beschieden werden. Zur Nahrung für die Frösche werd' ich gehen.“

Bei dem Gange dahin gab ihm das gesammte Volk trauernd und unter Weinen das Geleite und kehrte dann zurück. Dieser Jüngling hatte von klein auf eines armen Mannes Sohn zum Freunde gehabt.

Zu diesem begab er sich und sprach: „Wandle du nach den Worten von Vater und Mutter und lebe wohl und glücklich. Um das kostbare fürstliche Reich zu erhalten und des Chânes Befehl nicht rückgängig zu machen, gehe ich als Nahrung für die Frösche". Ganz traurig und weinend sprach der Sohn des armen Mannes: „Mich hast du, o Chân, von klein auf mit Wohlwollen und Güte behandelt; statt deiner will ich gehen". Doch der Chân schenkte diesem Vorschlag kein Gehör. Da giengen beide, der Fürst und sein Freund, zusammen hin.

Als sie in die Nähe des Teiches kamen, hörten sie, wie am Ufer desselben die beiden Frösche, der gelbe und der grüne, sich unterhielten. Die beiden Frösche sprachen so zu einander: „Wüssten dieser Chânssohn und sein Gefährte, dass, wenn sie uns beiden jedem einzeln den Kopf mit einem Stocke abschlügen, und der Chânssohn mich goldgelben Frosch und des armen Mannes Sohn dich smaragdgrünen Frosch verzehren würde, sie beide lauter Gold und Edelstein speien, so würde künftig diese Fütterung der Frösche unmöglich sein. Doch wissen sie nichts davon."

Indem sie dieser Unterhaltung zuhörten, verstand der Chân, weil er aller Geschöpfe Sprache verstand, die Rede der Frösche. Der Fürst und der Diener schlugen daher mit dem Stocke den Fröschen die Köpfe ab, und als sie dieselben einzeln verzehrt hatten, konnten sie Gold und Edelstein speien, so viel sie nur wollten. Da sprach der Diener: „Nachdem wir beide die Frösche getödtet, haben wir das Wasser in Strömung gebracht; lass uns nun nach Hause zurückkehren." Doch der Chânssohn war nicht dafür. „Wenn wir auch," sprach er, „nach unserm eigenen Lande zurückkehren, so würde es heissen: ‚Todte sind auferstanden und wieder gekommen.' Wenn wir dagegen von hier in ein anderes Land weit wegzögen, das wäre das richtige." Damit stiegen sie über einen Bergpass hinweg.

Jenseits fast am Fusse des Berges gelangten sie zur Behausung zweier reizend schönen Frauen, Mutter und Tochter, die Branntwein verkauften. „Wir wollen Branntwein kaufen", sprachen sie. Jene fragten: „Was gebt ihr als Preis für den Branntwein?" Diese spien Gold und Edelstein und überreichten es. Die beiden Frauen fanden Vergnügen daran, liessen sie in ihre Behausung eintreten, und indem sie ihnen Branntwein in reichlicher Menge gaben, machten sie dieselben trunken, liessen sie dann Gold und Edelstein speien, nahmen dieses und warfen sie endlich hinaus. — Aufgewacht zogen sie, weil sie keinen andern

Ausweg fanden, weiter und gelangten zur Mündung eines Flusses. Dort trafen sie inmitten eines Palmengehölzes eine Schaar Jungen versammelt, die sich unter einander zankten. „Worüber", fragten sie, „zankt ihr euch denn?" „Wir haben", erwiederten die Jungen, „auf dieser Palme eine Mütze gefunden; um diese streiten wir uns." „Was kann man denn damit machen?" fragten jene. Die Jungen versetzten: „Wer sich diese Mütze auf den Kopf setzt, der wird von Göttern, Menschen und Dämonen nicht gesehen." „Nun, wenn dem so ist, so begebt euch alle an das Ende dieses Palmengehölzes und kommt um die Wette zurückgelaufen, ich werde die Mütze indess in Verwahrung nehmen; wer von euch zuerst zurückkommt, dem werd' ich sie geben." So sprach der Chânssohn. Als nun die Jungen vom Ende des Palmengehölzes um die Wette zurückgelaufen kamen, so konnten sie, trotzdem dass jene, der Sohn des armen Mannes mit der Mütze auf dem Kopfe, noch immer da weilten, dieselben nicht sehen. „So eben noch waren sie da", sprachen die Jungen, „jetzt sind sie weg." Als sie die Mütze ungeachtet alles Suchens nicht fanden, machten sie sich unter Weinen und Heulen auf den Rückweg.

Etwas weiter von da trafen die Gefährten auf einer grossen breiten Strasse einen Haufen Dämonen versammelt, die sich unter einander zankten. „Worüber", fragten die beiden, „zankt ihr euch denn?" „Wir zanken uns um diese Stiefel hier", riefen sie. Und auf die Frage, was man denn damit machen könne, erwiederten sie: „Wenn man diese Stiefel an seine Füsse anzieht, so kann man an den Ort gelangen, den man sich denkt." „Nun, wenn dem so ist, so kommt von dem Ende dieses Weges um die Wette hieher zurückgelaufen; wer von euch zuerst ankommt, dem gebe ich sie." Als sie um die Wette zurückgelaufen kamen, hatte er die Stiefel in den Busen gesteckt und sich die Mütze aufgesetzt. Die Dämonen konnten sie so nicht sehen, und nicht im Stande die Stiefel zu finden, begaben sie sich auf den Rückweg.

Hierauf zogen Fürst und Begleiter jeder einen Stiefel an und sprachen den Wunsch aus, dass sie zu einem Volke ohne Chân gelangen möchten an die Stätte, wo gerade die Thronbesetzung vor sich gehe. Als sie den Wunsch ausgesprochen, schliefen sie ein. Wie sie den andern Tag in der Frühe erwachten und sich umsahen, befanden sie sich auf einer Wahlstätte zur Thronbesetzung im Innern eines grossen hohlen Baumes. Eine grosse Versammlung hatte sich an diesem Tage versammelt. „Unter des Himmels Entscheidung", so wurde bestimmt, „werfen wir aus der Höhe beim Streuopfer eine Teigfigur; auf

wessen Haupt dieser Baling trifft, den setzen zum Châne wir ein.“ Der entscheidende Baling traf auf den hohlen Baum. Da riefen alle: „Was ist das? aus einem Baum soll ein Herrscherthron über Menschen erstehen?“ Einige aber sagten: „Was in des Baumes Innern sich befindet, das kann man nicht wissen; lasst uns zusehen.“ Als sie zusahen, da kamen der Chânssohn und sein Gefährte zum Vorschein. Doch hatte man kein Vertrauen zu diesen. „Das sind“, sprachen sie unter einander, „Leute aus einem weitentlegenen Land. Morgen wollen wir mit dem Speien eine Probe anstellen.“

Damit zerstreuten sie sich. Den andern Tag nun spien einige, welche Milch getrunken, weiss; andere, die Grünes gegessen, spien grün, kurz, ein jeder spie auf eine andere Art. Weil nun aber der Chânssohn Gold und der Sohn des hungerleidenden Mannes Edelstein spie, so sagten die beiden: „Dieses Reiches Chân und Minister sind wir“, und so wurden die beiden jenes Reiches Chân und Minister.

Der frühere Chân des Reiches hatte eine reizende Tochter. Diese setzte der Chânssohn zur Gemahlin ein. In der Nähe der fürstlichen Residenz befand sich ein grosser hoher Palast. Weil sich die Fürstin alle Tage in denselben begab, dachte der Minister: „Warum geht wohl die Fürstin jeden Tag in diesen Palast?“ Indem er so dachte, setzte er seine Mütze auf, folgte der Fürstin hinten nach, öffnete die Thüre und gelangte über eine ganz leise angesetzte Leiter bis auf die Spitze des Palastes. Hier waren bequeme hohe seidene Polster ausgebreitet, zum Sitzen einladend; an dieser Stätte, wo allerlei Speisen und Getränke bereit standen, weilte die Fürstin, die ihr gewöhnliches Gewand und die übrigen Gegenstände gewechselt und sich in Seide gehüllt, durch Waschungen und Einreiben von Wohlgerüchen und dergleichen sich reizend herausgeputzt, Sandelholz und derartiges Räucherwerk angezündet hatte. Der Minister trat, mit seiner vor Göttern, Menschen und Dämonen unsichtbar machenden Mütze auf dem Kopfe, in ihre Nähe heran. Während er so dasass, kam nach einer Weile ein sehr reizender Vogel rauschend aus den Lüften hernieder geflogen.

Die Fürstin bewillkommte ihn, Räucherwerk anzündend; unter dem Schalle „tok tok“ liess er auf eine ganz feine Steinplatte über dem Palaste sich nieder; aus der Vogelbehausung aber hervor kam getreten der reizende Götter-Sohn Çuklakêtu, von einer Schönheit, die über den Bereich menschlicher Vorstellung hinausgieng. Nach gegenseitiger Umarmung liess er auf der weichen seidenen Polsterdecke sich nieder,

worauf sie mit Speisen und Getränken aller Art ihn bewirthete. Da sprach der Götter-Sohn: „Jetzt hast du einen vom Himmel dir bestimmten Gemahl; wie macht sich dieser?“ Auf diese Frage versetzte die Chânin: „Wie sich der Fürst anlassen wird, weiss ich nicht; er ist noch jung; von seinen früheren guten Eigenschaften und seinen Fehlern habe ich bis jetzt keine Kunde erhalten.“ Nach dieser Unterhaltung trennten sie sich für diesen Tag. Die Fürstin zog wieder ihre früheren Gewänder an und begab sich zum Chân zurück. Als sie Tags darauf in der früheren Weise hingieng, folgte ihr der Minister abermals. An diesem Tage sagte der Götter-Sohn: „Morgen früh werde ich, um deinen Gemahl zu besuchen, in Gestalt einer Lerche erscheinen.“ Die Fürstin versetzte: „So möge es geschehen!“ Damit trennten sie sich für diesen Tag.

Der Minister aber berichtete dem Chân, dass in jenem Palaste der reizend schöne Götter-Sohn Çuklakêtu weile; kurz, er erzählte ihm den ganzen Hergang. „Morgen früh“, fuhr er fort, „wird derselbe, um dich zu besuchen, in Gestalt einer Lerche erscheinen. Lass morgen an der Stelle, wo er sich niederlässt, ein tüchtiges Feuer anzünden; ich werde die Lerche an den Schwanzfedern ergreifen und sie in das Feuer werfen; du, Chân, zerhau und tödte sie dann sofort mit dem Schwerte.“ In dieser Weise hatte der Minister berichtet.

Den andern Tag nun in der Frühe, als der Chân und die Gemahlin nebst den übrigen zusammen in der Reihe neben einander sassen, da kam der Götter-Sohn in Gestalt eines kleinen bunten Lerchenvogels über die Treppe heran und liess sich nieder. Während die Fürstin in ihrem Herzen voll inniger Freude sich umschaute, setzte der Minister seine unsichtbar machende Mütze auf, erfasste plötzlich im rechten Augenblick die Lerche am Schwanz und warf sie ins Feuer. Als eben der Chân im Begriff stand nach ihr mit dem Schwerte zu hauen, da fasste die Fürstin den Chân an der Hand, so dass das Schwert nicht ergriffen ward; mit seinen am Feuer versengten Flügeln flog der Vogel durch die Lüfte davon. „Ach, der arme!“ rief die Fürstin aus, und wurde von einer bis zur Ohnmacht sich steigernden Angst ergriffen.

Als sie Tags darauf wieder hingieng, folgte ihr auch diesmal der Minister. Wie das vorige Mal breitete sie Decken aus. Als sie damit fertig war und der Götter-Sohn, trotzdem dass sie ihn lange erwartete, nicht erschien, da ängstigte sie sich sehr und sass unverwandten Blickes bloss zum Himmel emporschauend da. Endlich spät kam der Vogel

wankend herangeflogen, von der früheren Beschädigung arg zugerichtet; mit Brandblasen bedeckt, triefend von faulem Blut und wässerigem Eiter — so trat er in Menschengestalt aus der Vogelhülle hervor. Die Fürstin weinte bei seinem Anblick. Der Götter-Sohn sprach: „Weine nicht; dein gegenwärtiger Gemahl ist mit hoher Machtfülle ausgerüstet; elendiglich wurde ich vom Feuer verbrannt; da dieser mein Körper versengt ist, so kann ich nicht zu dir kommen.“ Die Fürstin erwiederte: „Sprich nicht also, du musst wie bisher kommen.“ Beide kamen mit einander überein, jeden Monat am 15. wollten sie sich treffen. Darauf flog der Götter-Sohn durch die Lüfte davon. Die Fürstin aber fasste von jetzt an immer mehr Vertrauen und Zuneigung zu dem Chân.

In der Folge setzte der Minister wieder einmal seine Mütze auf und gieng fort. Er gelangte zu einem Tempel. Als er hier durch eine Ritze des Thores blickte, bemerkte er, wie ein Tempelwächter das Bild eines auf einer Papierrolle gemalten Esels ausbreitete; sobald er sich darauf hin und her gewälzt hatte, ward er in einen grossen Esel verwandelt, stand auf, schrie laut und sprang hin und her. Als er sich darauf zum zweiten Mal hin und her wälzte, erschien er wieder in seiner wahren Menschengestalt. Dann faltete er sein Papier zusammen und steckte es in die Hand eines Buddha. Nachdem er herausgegangen war und sich entfernt hatte, trat der Minister ein und nahm das Papier zu sich. Damit gieng er zu den beiden Branntweinverkäuferinnen, Mutter und Tochter, die früher so schlecht gehandelt. „Um euch“, sprach er zu ihnen, „für eure edle Handlung zu belohnen, bin ich gekommen.“ Mit diesen Worten überreichte er ihnen, um sie irre zu führen, drei Goldstücke. Die beiden Frauen sagten: „Ah, du bist ein trefflicher Mann! durch welchen günstigen Zufall bist du im Besitz einer so ausgiebigen Erwerbungsquelle des Goldes?“ „Nun“, versetzte der Minister, „dieses mein Gold habe ich dadurch erworben, dass ich auf dieser entfalteten Papierrolle hin und her mich gewälzt habe.“ Die Weiber sprachen: „Wenn das so ist, so lass auch uns beide darauf hin und her uns wälzen.“ „Nun, das kann ja geschehen,“ sagte jener. Und als er dieselben sich hatte wälzen lassen, da waren sie in zwei Esel verwandelt. Er führte sie zum Chân und rieth diesem, sie zum Tragen von Stein und Erde zu verwenden. Der Chân gab sie dazu her und nachdem sie drei Jahre hindurch Stein und Erde getragen hatten, war ihr Rücken ganz wund gerieben, triefend von faulem Blut und schmutzigem Eiter. Aus ihren Augen, die den Chân anblickten, liessen sie Thränen

hervorstürzen. Da sprach der Chân zum Minister: „Thu diesen beiden, wenn auch strafbaren, Eseln kein Leid mehr an." Nachdem er sie auf der Papierrolle zum zweiten Male sich hatte wälzen lassen, waren sie zu zwei alten kaum lebenden Weibern geworden.

„O die armen!" rief bei diesen Worten der Erzählung der Chânssohn aus, und Siddhi-kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen", und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!" stürmte er im Fluge davon.

Aus Siddhi-kûrs Erzählungen das zweite Capitel: wie es dem Chân und dem Sohne des armen Mannes ergangen.

III. ERZÄHLUNG.

Abermals gieng er in der früheren Weise hin und nachdem er am Fusse des Baumes die laut tönenden Worte gesprochen, kam Siddhi-kûr herabgestiegen. Er steckte ihn in seinen Sack, band diesen mit dem Seile zu und lud ihn auf den Rücken; als Siddhi-kûr während des Weges ebenso wie früher gesprochen, gab der Chân mit dem Kopfe das Zeichen. Da begann Siddhi-kûr wieder eine Erzählung.

Früh vor Zeiten lebte einmal an einem grossen langen Fluss ein unverheirateter Mann. Dieser besass an Habe und Vieh nichts als eine einzige Kuh. Als er einst, um die Kuh zu befruchten, nach allen Seiten einen Stier suchte, ohne ihn gefunden zu haben, dachte er ganz traurig bei sich: „Wenn in dieser meiner Kuh kein Kalb sich bildet, so werde ich, weil Butter und Milch dann nicht zu Stande kommen können, vor Hunger und Durst sterben. Nun gibt es kein anderes Mittel mehr: ich selbst werde sie besteigen." Indem er das so überlegte, bestieg er selbst seine Kuh. Als nun die Monde voll waren und die Zeit der Geburt herangerückt war, gieng er zu seiner Kuh hin, wobei er sich allerlei Gedanken darüber machte, was das wohl für eine Kalbsgeburt sein werde. Da war denn der Leib eines Menschen Leib, der Kopf aber war wie der Kopf eines Rindes gestaltet, dabei langgeschwänzt: solch ein Wesen wurde zur Welt gebracht. Bei dessen Anblick ward der Vater sehr ungehalten und indem er eben im Begriffe stand ihn mit einem Pfeile zu tödten, da sprach der Sohn: „Mein Vater, tödte mich nicht, ich werde es dir gewiss lohnen." Nach diesen Worten machte er sich davon in den Wald. Als er dort angekommen, sah er

am Fuss eines Baumes einen schwarzfarbigen Menschen sitzen. Massang mit dem Rinderkopf fragte diesen: „Wer bist du?“ „Ich bin“, erwiederte jener, „ein dem Walde entstammender vollkommen ausgewachsener Mensch.“ Massang sagte weiter: „Wohin willst du gehen? ich will dein Gefährte werden.“

Indem nun beide als Gefährten mit einander wanderten, erblickten sie auf einem grossen Rasenplatze einen grünfarbigen Menschen sitzen. „Wer bist du?“ fragten sie ihn. „Ich bin“, antwortete er, „ein dem Rasen entstammender Mensch, ich will euer Gefährte werden.“ Alle drei schlossen nun Freundschaft.

Auf ihrer weiteren Wanderung gelangten sie zu einem Krystallhaufen. Da gewahrten sie einen weissfarbigen Menschen; sie fragten ihn: „Wer bist du?“ „Vom Krystall“, sprach er, „bin ich geboren, ich will mich euch gleichfalls anschliessen.“

Indem nun alle vier als Gefährten dahinzogen, gelangten sie an einen grossen öden Fluss. Daselbst befand sich niemand; aber auf der Randspitze eines Berges sahen sie eine kleine Hütte stehen. Als sie dahin kamen, fanden sie darinnen Essen und Trinken, alle nothwendigen Bedürfnisse und Gegenstände für das Innere, und im Hofe Vieh und andere dergleichen Habe in Menge. Davon ergriffen sie Besitz und liessen sich da nieder. Alle Tage giengen je drei auf die Jagd und immer einer hütete das Haus.

Eines Tages hütete der waldentsprossene Grossjährige das Haus. Eben hatte er Butter geschlagen und sass mit dem Kochen des Fleisches beschäftigt da, als an der Thüre ein Geräusch machend eine Alte auf einer angesetzten Leiter herankam. „Wer da?“ rief er, und als er aufblickend hinsah, war es eine spannenlange Alte, die mit einem Bündel so gross wie eine Bohne von Eselsmist auf dem Rücken daher kam. „Ah“, rief sie aus, „so ein Bursche sitzt Fleisch kochend da!“ „Lass doch“, sprach sie zu ihm, „deine gesäuerte Milch und dein Fleisch kosten.“ Kaum hatte er ihr aber ein wenig zu kosten gegeben, da war das Essen verschwunden und die Alte auch sofort wieder hinabgestiegen. Weil nun seine gesäuerte Milch und sein Fleisch weg war, so schämte er sich; bei der Durchmusterung all seiner Habseligkeiten fand er zwei Pferdehufe; damit machte er rings um das Haus viele Spuren und schoss die eigenen Pfeile in den Hof. Bald darauf kamen die Jäger zurück. „Wo ist“, fragten sie, „deine aus der Milch gestampfte Butter und das Fleisch?“ Jener antwortete: „Heute sind

Männer mit einem Hundert Pferde gekommen, sie umringten unsere Behausung, nahmen Milch und Fleisch weg und liessen mich, nachdem sie mich so lange geschlagen, bis ich mich nicht mehr rühren konnte, liegen. Geht alle hinaus und sehet nach.“ So sprach er. Da giengen die Gefährten hinaus und als sie sich umschauten und die Pferdespuren und im Haushof die Pfeilschüsse gewahrten, da sprachen sie zu einander: „Seine Worte sind wahr.“

Den folgenden Tag, als der vom Rasen stammende Gefährte das Haus hütete, gieng es ebenso, wie es am vorigen Tage gegangen. Mit zwei Rinderklauen aber machte er zahlreiche Spuren wie von Rindertritten in den Boden, und seinen Gefährten erzählte er die Lüge: „Männer mit einem Hundert beladener Rinder sind gekommen, haben mich niedergeschlagen und das Essen geraubt.“

Tags darauf hinwiederum, als der Krystallgeborne das Haus hütete, und sich dasselbe wie früher zutrug, führte dieser die Gefährten durch runde in die Erde eingedrückte Spuren von Maulthierklauen irre und erzählte ihnen die Lüge: „Männer mit einem Hundert beladener Maulthiere sind gekommen, haben mich geschlagen und mein Essen weggenommen.“

Den folgenden Tag als Massang zu Hause blieb und so dasass frisch drauf los seine gesäuerte Milch ausspülend, kam die Alte wieder. „Ah, solch ein Bursche“, rief sie, „sitzt heute da! Lass gesäuerte Milch und Fleisch kosten.“ Doch Massang dachte im Herzen: „Sicherlich ist diese Alte auch zu den andern drei gekommen; wenn ich ihr zu kosten gebe, so kann man nicht wissen, wie es ablaufen wird.“ Er sprach daher zu der Alten: „Hole mir erst Wasser, bevor du das Essen kostest.“ Mit diesen Worten reichte er ihr einen durchlöcherten Eimer. Als die Alte Wasser zu holen weggegangen war, da sah Massang, indem er ihr verstohlen nachblickte, wie die im Umfang nur eine Spanne messende Alte wie zu einem Sack in die Luft sich emporreckend mit dem Eimer Wasser schöpfte, dieses sich aber immer wieder verlor, und wie sie dann jedesmal wieder von neuem schöpfte. Inzwischen durchstöberte er das Bündel der Alten, nahm daraus einen Sehnenstrick und eine eiserne Zange und vertauschte sie mit einem morschen Hanfstrick, einem hölzernen Hammer und einer hölzernen Zange. Als darauf die Alte zurückkam, sprach sie: „In deinem Eimer bleibt kein Wasser haften. Wenn du mir jetzt deine Speisen nicht zu kosten gibst, so sind alle diese Sachen sammt dem Essen mein. Wir

beide wollen es auf eine Probe unserer Kraft ankommen lassen.“ Die Alte band nun Massang mit dem morschen Hanfstrick, aber Massang drehte ihn um und riss ihn entzwei. Nachdem aber Massang die Alte mit dem Sehnenstrick so fest gebunden hatte, dass sie sich nicht mehr rühren konnte, da sprach die Alte: „Hierin hast du gesiegt. Jetzt aber wollen wir uns mit den Nägeln kneifen.“ Die Alte zwickte nun mit der hölzernen Zange Massang in die Brust, ohne dass ihm ein Leid geschah. Als aber Massang der Alten Brust mit der eisernen Zange packte, sie umdrehte und anzog, da ward ihr ein topfgrosses Stück Fleisch herausgerissen. Die Alte rief unter gewaltigen Schmerzen: „Wahrlich, du bist ein grobfäustiger Kerl! Jetzt wollen wir hauen.“ Als sie aber auf Massangs Brust mit dem hölzernen Hammer loshieb, brach der Stiel ab und es geschah ihm nicht das geringste Leid. Nun schlug er mit dem eisernen Hammer, den er im Feuer glühend gemacht, auf Leib und Kopf der Alten los; da strömte ihr das Blut hervor und eiligst hinabspringend ergriff sie die Flucht.

Inzwischen waren die Gefährten, die auf die Jagd gegangen, zurückgekehrt. „Nun,“ fragten sie, „Massang, du hast sicher was ausgestanden?“ „Ihr armen Wichte“, rief er, „ihr habt Lügen gesprochen und euch nicht als Männer benommen, ich habe diese Alte gebändigt; jetzt lasst uns aufbrechen ihre Leiche zu suchen.“ Als sie den Blutspuren folgend durch eine gewaltige furchtbare Felsenspalte hineinsahen, erblickten sie auf dem Grunde in einer Tiefe gleich einem zehn Stock hohen Hause die Leiche der Alten unter Gold und Edelsteinen, Panzern und dergleichen unzählbaren kostbaren Dingen liegen. Bei diesem Anblick sprach Massang: „Steigt ihr drei hinab und reicht mir die Schätze, sie an ein Seil bindend, in die Höhe, ich werde sie heraufziehen; wo nicht, so zieht ihr sie herauf und ich werde sie euch reichen.“ Die drei erwiederten: „Jene Alte ist eine weibliche Schumnu, wir können nicht gehen, Massang, du musst dich dran machen.“ Da liess sich Massang an einem Seile hinab und reichte ihnen die Sachen nach oben. Kaum war er damit fertig, so verabredeten sich die drei Gefährten in böser Absicht unter einander und sprachen: „Wenn wir den Massang heraufziehen, so lassen wir die Sachen ihm zufallen; wenn wir drei allein davon Gebrauch machen, das wäre das richtige.“ Und so liessen sie den Massang, ohne ihn heraufzuziehen, in der Felsenhöhle zurück. Da dachte Massang in seinem Innern: „Die drei haben in böser Absicht gehandelt. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als zu sterben.“

Indem er aber daran dachte, ob sich wohl in diesem Felsengewölbe etwas zu essen vorfinde, da fanden sich, als er nachsuchte, Kirschkerne. Diese grub er in die Erde ein und sie verscharrend befeuchtete er sie mit seinem eigenen Wasser und sprach: „Wenn ich wirklich und wahrhaftig Massang bin, so mögen bei meinem Erwachen diese drei Kirschkerne drei grosse Bäume sein! Wenn ich dagegen ein anderer bin, so möge ich sterben!“

Nachdem er diesen Wunsch ausgesprochen, legte er sich, die Leiche der Alten als Kopfkissen benutzend, zum Schlummer nieder. Da aber die Berührung mit der Leiche ihn gewaltig verunreinigt hatte, schlief er viele Jahre lang. Als er beim Erwachen drei Kirschbäume bis zur Öffnung der Felshöhle emporgewachsen sah, freute er sich in seinem Herzen, kletterte hinauf und stieg hinaus. Er schritt jener früheren Behausung zu, doch war niemand darin; dagegen gewahrte er seinen eigenen eisernen Bogen sammt Pfeilen, diesen nahm er und gieng weiter. Von seinen früheren drei Gefährten aber hatte sich jeder ein Weib genommen, ein Haus gebaut und sich darin niedergelassen. Indem er zu ihren Wohnungen gelangte, keiner von den dreien aber da war, fragte er die Frauen: „Wohin sind eure Männer gegangen?“ „Auf die Jagd“, war die Antwort, „sind sie gegangen.“ Da nahm er seinen eisernen Bogen sammt Pfeilen und gieng sie aufzusuchen. Diese kamen eben von der Jagd mit Wildpret zurück; Massang beabsichtigte schon seinen eisernen Bogen auf sie abzuschiessen, als die drei also zu ihm sprachen: „Du bist im Recht; nimm du unser Haus und Vieh; wir wollen dir alles abtreten und fortziehen.“ Doch Massang erwiederte: „Von euch Freunden war die That nicht schön; indess ich muss aufbrechen, um dem Vater meinen Dank abzustatten; lebet fort in der bisherigen Weise.“ Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg.

Auf seiner Wanderung traf er ein reizendes Mädchen, das aus einer Quelle Wasser geholt; indem sie dahin wandelte, sah er mit Verwunderung, wie unter jedem ihrer Tritte immer eine Blume nach der andern hervorsprosste. Ihr folgend gelangte Massang in den Götterhimmel. Da sprach der gewaltige Churmusta: „Dass du gekommen, ist sehr gut. Gegenwärtig haben wir jeden Tag mit den schwarzen Schumnu Kämpfe zu bestehen; morgen kannst du es mit ansehen, den nächsten Tag musst du unser Gefährte werden.“

Tags darauf nun verfolgten die weissen Stiere in der Frühe die schwarzen nach jener Seite hin, gegen Abend aber trieben die schwarzen

Stiere die weissen nach dieser Seite zurück. Churmusta sprach: „Die weissen Stiere sind die Götter, die schwarzen Stiere sind die Schumnu. Wenn heute die schwarzen Stiere uns hieher zurücktreiben, so spanne deinen eisernen Bogen, während du sie bis auf Spannweite einholst; auf der Stirne eines der schwarzen Stiere befindet sich ein Strahlenauge, auf dieses ziele du los.“ Also gebot er. Diesem Befehle gemäss schoss Massang den Pfeil ab und traf den Augenstrahl auf der Stirne des schwarzen Stieres, welcher unter fürchterlichem Geheul eiligst die Flucht ergriff. Darüber hatte Churmusta eine grosse Freude und sprach zu Massang: „Du hast eine hohe Belohnung verdient, so wohne denn bei mir immerdar.“ Trotz dieses Anerbietens war Massang nicht dazu zu bewegen. „Ich muss“, sprach er, „mich auf den Weg machen, um dem Vater meinen Dank abzustatten.“ Als er, zur Belohnung einen göttlichen Talisman in Empfang nehmend, aufzubrechen im Begriffe war, sprach Churmusta zu ihm: „Unterwegs wirst du vom Schlaf übermannt dich verirren; und wenn du nun zu der Schumnu-Pforte gelangst, so wirst du dir dadurch, dass du fliehen willst, die Sache nicht leichter machen; klopfe vielmehr an die Pforte und sage: „Ich bin ein Arzt.“ Kommst du dann zum Schumnu-Chân, um den Pfeilschuss zu untersuchen, so stelle dich, als wollest du den Pfeil herausziehen, streue aus der Hand sieben Körner gen Himmel, stoss dann aber den Pfeil so tüchtig, dass er in den Kopf eindringt und tödte auf diese Weise den Chân.“ Also gebot er ihm.

Massang brach auf, verfehlte, wie ihm vorausgesagt worden, den Weg, gelangte vor die Schumnu-Pforte und klopfte an das Thor. Da trat eine Feuer aus dem Munde flammende weibliche Schumnu heraus und fragte: „Was verstehst du?“ Auf seine Antwort: „Ich bin ein Arzt“, liess sie ihn in das Haus eintreten und zeigte ihm den vom Pfeile getroffenen Chân.

Kaum hatte er an dem Pfeile gezogen, so sagte der Chân freudig: „Ein wenig fühle ich mich schon erleichtert.“ Doch plötzlich stiess Massang den Pfeil tiefer hinein, so dass er bis mitten in das Gehirn drang. Auf das Streuen der Gerstenkörner kam vom Himmel klirrend eine eiserne Kette herabgefallen. Kaum aber hatte die weibliche Schumnu nach derselben ihn greifen lassen, da schlug sie mit einem eisernen Hammer ihn auf die Lenden, so dass vom Schlage die Funken aufsprühten, die aufgefangen und als sieben Sterne (Siebengestirn) an den Himmel entrückt wurden.

„So hat er also,“ fragte bei diesen Worten der Erzählung der Chânssohn, „dem Vater nicht mehr seinen Dank abgestattet?“

Da sprach Siddhi-kûr: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen“ und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ stürmte er, sich losmachend, flugs davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das dritte Capitel: Massang's Abenteuer.

IV. ERZÄHLUNG.

Er machte sich nun von neuem auf den Siddhi-kûr zu holen und lud ihn wie das vorige Mal auf den Rücken. Während des Wanderns wiederholte Siddhi-kûr die nämlichen Worte wie früher. Als er aber dem Chân durch eine Rückbewegung mit dem Hinterhaupte die Erklärung gegeben, dass er nichts erzählen werde, da begann Siddhi-kûr abermals eine Erzählung.

Früh vor Zeiten lebten einmal in einem sehr blühenden Reiche ein Mann und eine Frau. Der Mann hatte gar schlechte Eigenschaften; er war nicht im Stande auf anständige Weise zu essen und zu trinken; Tag und Nacht pflegte er zu schlafen und müssig dazusitzen. Da sprach einmal die Frau: „Sitz doch nicht so müssig da; das von deinem Vater überkommene Vermögen ist grösstentheils aufgegangen; rühre dich von der Stelle, zieh deine Kleider an, und wenn ich an die Feldarbeit gegangen, so steig hinauf auf die Wohnung, schaue dich um und suche etwas zu erspähen.“

Diesen Worten zufolge gieng er eines Tages hinauf und als er sich umschaute, da sah er, wie hinter dem Hause auf einem Lagerplatze, den ein herdenreicher in der Umsiedlung begriffener Stamm eben verlassen, ein Vogel, ein Fuchs und ein Hund beisammen waren und unter einander im Streite lagen. Er gieng hin sich das anzuschauen. Da sah er einen Schlauch mit Butter liegen, nahm ihn mit und legte ihn auf eine Mauer. Als die Frau kam und das sah, fragte sie: „Woher hast du die Butter mit dem Schlauche bekommen?“ Auf diese Frage antwortete der Mann: „Indem ich in Folge deiner Worte mich aufgemacht, habe ich sie auf dem Lagerplatz eines in der Übersiedlung begriffenen Stammes gefunden.“ Da sprach die Frau: „Dass das Männergeschlecht in träger Ruhe dasitzt, wo in aller Welt geschieht das?

Indem du an einem Tage nur einen Augenblick ausgegangen bist, hat sich schon so viel gefunden!“ Da fasste sich der Mann ein Herz und sprach: „Nun, so will ich mich zurecht machen, halt du mir nur ein Pferd sammt Kleidern und dem übrigen Zeug und einen Leithund in Bereitschaft.“ Indem die Frau diese Dinge herbeischaffte, sprach sie: „Jetzt ist die ganze Ausrüstung beisammen, jetzt musst du gehen.“ Er setzte eine Mütze auf, zog einen Regenmantel von Filz an, hängte sich einen Bogen sammt Pfeilen um, führte den Hund am Leitseil und bestieg das Pferd. Ohne bestimmtes Ziel, wohin er sich wenden wollte, war er an manchen Flüssen vorübergestreift. Auf einer Steppe endlich sah er einen Fuchs dahinlaufen. „Von den Freunden, die ich früher begegnet,“ sprach er, „ist er der beste; ich werde mir aus ihm eine Mütze machen.“ Mit diesen Worten suchte er den Fuchs einzuholen, doch dieser flüchtete sich in die Höhle eines Murmelthieres. Da stieg er vom Pferde herab, Bogen und Pfeile und die übrigen Gegenstände lud er dem Pferde auf, den Hund band er an das Leitseil des Pferdes, sich selbst entblösste er ganz nackt. Alsdann verstopfte er mit der Mütze das Loch und begann mit einem grossen Steine von oben auf die Stelle, wo der Fuchs sich befand, zu schlagen und zu klopfen. Erschreckt kam der Fuchs aus dem Loche hervor und beim Herausstürzen streifte er sich die Mütze über den Kopf, als hätte er sie aufgesetzt, und lief so mit derselben davon. Hinter ihm her aber jagte der Hund, und weil am Bande des Hundes das Leitseil des Pferdes angebunden war, so setzte das Pferd in Sprüngen nach und war in einem Augenblick auf und davon. So blieb er nackt zurück, indem er seine ganze Ausrüstung eingebüsst hatte.

Er gelangte nun an einen Fluss. In der Gegend herrschte ein mit wunderbarer Machtfülle und Reichthum ausgestatteter gewaltiger Chân. Zu dessen Pferdestall gieng er und versteckte sich daselbst im Heu, mit dem er ausser den beiden Augen seinen ganzen übrigen Körper bedeckte. Während er so im Versteck ohne gesehen zu werden dalag, kam nach einer Weile eine reizende Tochter des Châns heraus, um frische Luft zu schöpfen. Als sie in seiner Nähe ein Bedürfniss befriedigt hatte und sich erhob, liess sie des Chânes Lebenstalisman, der Reich und Provinzen aufwog, vor seinen Augen liegen; ohne dies zu bemerken, gieng die Fürstentochter in den Palast zurück. Der Mann hielt es für zu beschwerlich aus dem Heu hervorzukriechen und konnte daher den Talisman nicht aufheben. Nach Sonnenuntergang aber kam eine

Kuh und liess auf den Edelstein einen Fladen fallen. Hinter ihr her kam nach einer Weile eine Magd, die Kuh heimtreibend, und warf Fladen und Edelstein zusammengeklebt auf eine Seite des Hofes hin.

Den folgenden Tag erliess der Chân sammt seiner Umgebung überallhin eine Kundmachung des Inhaltes, dass die Tochter den Lebenstalisman des Chânes verloren; zugleich liess er die grosse Gesetzverkündigungs-Trommel rühren und sämmtliche Unterthanen versammeln; dann berief er die Zeichendeuter, Wahrsager und Seher alle zusammen und suchte, indem er sie zur Weissagung aufforderte, sich dadurch Kunde zu verschaffen. Der Mann aber streckte seine Brust aus dem Heu heraus und als er so dasass, kam ein Mensch und fragte ihn: „Was verstehst du?“ „Ich verstehe,“ sprach er, „die Wahrsagekunst.“ „Nun,“ sprach jener, „weil unseres Chânes Lebenstalisman verloren gegangen ist, so sind alle Zeichendeuter und Wahrsager zusammenberufen worden; begib dich gleichfalls zum Chân.“ Doch der Mann versetzte: „Ich habe keine Kleider.“ Darauf gieng jener zum Chân und machte die Meldung: „Auf dem äusseren Hofe unseres Pferdestalles befindet sich ein nackter Wahrsager. Wenn ihm Kleider zu Gebote stünden, so würde er wohl vor dem Chân erscheinen.“ „Nun, so ziehe er dies Tuchkleid an und erscheine vor mir,“ gebot der Chân. Und auf diese Weise begab er sich denn auch zu dem Chân. Als er seine Verbeugung gemacht, fragte der Chân: „Was ist erforderlich, um deine Wahrsagekunst zu sehen?“ „Zu der Wahrsagung,“ versetzte jener, „ist erforderlich ein grosser Schweinskopf, ein fünffarbiges Seidentuch und ein grosser Baling: diese Dinge sind erforderlich.“

Als man ihm all das zur Verfügung gestellt, da befestigte der Zauberer den Schweinskopf auf der Spitze eines Holzes, putzte ihn mit den fünffarbigen Seidenstoffen aus und steckte ihn in den grossen Baling ein. Alsdann wusste er drei Tage und Nächte lang sich das Aussehen zu geben, als sitze er im ernsten Nachdenken versunken da. Auf den Tag, an welchem die Wahrsagung stattfinden sollte, hatte man das gesammte Volk versammelt. Da hüllte sich der Zaubermeister in ein grosses Obergewand, ergriff den Schweinskopf, traf gerade auf eine Hauptstrasse, und indem er alle Leute herbeiströmen liess, sprach er mit dem Schweinskopf zeigend: „Bei dem ist er nicht, und bei dem ist er nicht.“

Alle waren froh darüber. Darauf sprach er weiter: „Des Chânes Lebenstalisman befindet sich nicht bei den Menschen, so lasst uns auf

der Erde suchen.“ An der Schwelle des fürstlichen Residenzpalastes beginnend wandelte er nun gemächlich von Stelle zu Stelle weiter, mit dem Schweinskopf überall einstechend, während der Chân sammt dem ganzen Gefolge unter feierlichem Gesange hinter ihm herzog. Auf diese Weise war der Zaubermeister bis in die Nähe der Stelle gelangt, wo auf der Seite des Pferdestalles Fladen und Talisman in einander geklebt lagen. Da stiess der Zaubermeister auf den edelsteinbergenden Fladen ein und rief aus: „Hier, sage ich, ist er.“ Und als er den schwarzen Mist zertheilte und aus einander nahm, kam der Lebenstalisman zum Vorschein. Da riefen alle voll Freude: „Du bist ein gewaltiger Zaubermeister! Jetzt wollen wir dich belohnen, komm in den Palast.“ Und indem sie die Benennung aufbrachten: „Das ist ja wahrlich, wenn man so sagen darf, der Schweinskopf-Zaubermeister,“ gaben sie sich insgesammt einer allgemeinen Freude hin. Der Chân aber sprach: „Was begehrst du nun?“ Weil der Zaubermeister nur an sein früheres Pferd, die Kleider und die übrige Ausrüstung dachte, sagte er: „Für mich Pferd, Sattel und Zaum, Köcher, Bogen und Pfeile, eine Mütze, einen Regenmantel von Filz, einen Hund und einen Fuchs. Diese Dinge, so ist meine Antwort, wünsche ich.“ Auf diese Worte sprach der Chân: „Das ist doch ein drolliger Kauz!“ Den Ministern aber gab er den Auftrag: „Macht diese Gegenstände ausfindig, bringt sie zusammen und übergebt sie ihm.“ Man übergab ihm das Gewünschte. Fleisch und Butter auf zwei Elephanten ladend kehrte er in die eigene Heimat zurück.

Da kam ihm seine Frau mit Branntwein zur Begrüssung entgegen und sprach: „Wenn man als Mann gelten will, so muss man wahrlich in dieser Weise auftreten!“ Damit begaben sie sich nach Haus. Des Nachts nach dem Schlafenlegen, als sie sich noch mit einander unterhielten, fragte die Frau: „Woher hast du das Fleisch und die Butter bekommen?“ Der Zaubermeister erzählte ausführlich alles bisher Vorgefallene. Da sprach die Frau: „Mit deinem Verstand ist es schlecht bestellt! ein blödsinniger, elender Mensch bist du! Jetzt werde ich morgen früh aufbrechen und zum Chân mich begeben.“ Sie schrieb einen Brief und gieng damit zu dem Chân. „In dem Verluste des Lebenstalismans habe ich ein Körperleiden des Chânes, sei es ein grösseres oder kleineres, gar wohl erkannt; um also dieses Körperleiden fern zu halten, habe ich den Hund und den Fuchs verlangt. Was für Geschenke aber als Belohnung zu gewähren seien, das möge der Chân selber

ermessen." Einen Brief dieses Inhaltes für den des Zaubermeisters ausgebend überreichte sie dem Chân. „Das ist die vollkommene Wahrheit," sprach der Chân, und sandte ihm Schätze in zahlloser Menge zum Geschenk. Der Zaubermeister aber lebte fortan mit seiner Frau zusammen in Wohlstand, Glück und Zufriedenheit.

Zur selben Zeit mit ihm lebten in einem fernen fremden Reiche ihrer sieben Brüder, Chânssöhne. Einstmals hatten die sieben, um ihrer Sorgen sich zu entschlagen, nach einem grossen Haine sich begeben. Daselbst gewahrten sie ein sehr schön aussehendes, reizendes Mädchen, an dem sie ihre Blicke nicht sättigen konnten, und einen männlichen Büffel beisammen. „Was macht ihr beide hier?" fragten sie, „woher seid ihr gekommen?" Das Mädchen sprach: „Ich bin die Tochter eines Chânes aus der Südgegend; indem ich diesem Büffel folgte, bin ich hieher gelangt." Jene sprachen: „Nun, wir sieben Brüder haben keine Gemahlin, werde du unsere Gemahlin." „Ich will es werden," sprach sie, und so wurde sie ihre Gemahlin. Die beiden aber waren zwei Râkschasas, gekommen um Menschen zu fressen; der männliche Manggus hatte sich in einen Büffel verwandelt, und der weibliche Manggus hatte die Gestalt einer Fürstentochter angenommen. Indem sie nun jedes Jahr früher oder später einen der Brüder verzehrten, war nur noch ein einziger übrig geblieben. Dieser allein übrig gebliebene wurde von einer schweren harten Krankheit ergriffen. Als er wehklagend bereits dem Tode nahe war, traten die Minister zu einer Berathung zusammen und sprachen: „Die vorigen Châne sind, obgleich wir durch unser eigenes Heilverfahren, sowie durch Anwendung fremder ärztlicher Hilfe sie zu retten suchten, da alles ohne Erfolg blieb, dahingeschieden; dass nun diesem ein Heilmittel und andere ärztliche Behandlung helfen sollte, ist schwer anzunehmen. Nun aber wohnt von hier über zwei Bergrücken der Schweinskopf-Zaubermeister mit untrüglicher Weissagungsgabe ausgestattet; diesen wollen wir rufen." Damit ordneten sie Boten ab.

Vier Mann stiegen zu Pferde, verfügten sich zum Zaubermeister und erzählten ihm den ganzen Sachverhalt. „Jetzt," sprach er, „habe ich mich eben zum Nachdenken niedergesetzt; doch die heute Nacht in der Betrachtung mir erscheinenden Zeichen, sowie die allfällige Antwort will ich euch morgen mittheilen." In der Nacht erzählte er nun seiner Frau die Sache. Die Frau sprach: „Früher bist du kraft des trefflichen Geschenkes ein Gegenstand der Bewunderung gewesen; ob du aber jetzt, seit du hier so unthätig dasitzest, in Ansehen bleiben

wirst, das ist ungewiss, doch gehen musst du." — Den des anderen Tages früh eingetroffenen Boten bedeutete er: „Bei meiner nächtlichen Betrachtung sind mir günstige Zeichen erschienen; heute wollen wir aufbrechen." Er stieg zu Pferd, hüllte sich in ein Obergewand, legte das Haar auf dem Scheitel zusammen, nahm in die linke Hand einen grossen Rosenkranz, band an die rechte Hand ein fünffarbiges Seidentuch und ergriff den Schweinskopf: in diesem Aufzug machte er sich auf den Weg. Als er in den Palast des Chânes gelangt, erschracken die beiden Manggus gewaltig und dachten: „Sein Aussehen und sein Auftreten sind ganz danach, als wenn er etwas wüsste." Der Zaubermeister stellte bei dem Kopfkissen des Chânes einen Baling von Menschengrösse auf, befestigte den Schweinskopf daran und setzte sich ruhig nieder, seine Zauberworte dabei hermurmelnd. Die Chânin aber wurde unruhig über die Unterbrechung ihrer bösen Absichten gegen das Leben des Châns; und während sie nun auf ein Mittel sinnend draussen hinter der Thüre sass, gieng allmählich die Krankheit des Châns, indem der heftige Schmerz etwas nachliess, in einen Schlummer über. Darüber erschrack der Zaubermeister und dachte: „O, was ist da geschehen? die Krankheit ist sehr heftig geworden, jetzt ist er lautlos, der Chân ist verschieden."

Als er aber die Worte: „Chân, Chân!" ausrief und dieser keinen Laut von sich gab, da nahm der Meister den Schweinskopf vom Baling ab und ergriff die Flucht. Indem er durch eine Thüre eintrat, gerieth er in die Schatzkammer. Da ertönte von allen Seiten ein lautes Geschrei: „Ein Dieb hat sich eingeschlichen, haut zu, haut zu!" Von da flüchtete er abermals weiter und gelangte in die Geschirr-Niederlage; auch hier hiess es: „Ein Dieb hat sich eingeschlichen, greift ihn, haut zu, haut zu!" Indem er sich so verfolgt sah, dachte er: „Heute Nacht ist es nicht möglich zu entkommen, ich will mich in einem Winkel des Stalles verstecken." Als er eine Thür öffnend eintrat, lag ein Büffel da; auf diesen schwang er sich von weitem wie zum Reiten empor, und sich ein Herz fassend, versetzte er ihm zwischen die beiden Hörner drei Schläge; wie die gerad aufsteigende blaue Rauchsäule, die der Wind verweht, so floh dieser nach der Chânin zu. Der Zaubermeister schlich ihm nach, und als er lauschte, sprach der männliche Manggus: „Da der Zaubermeister wusste, dass ich im Stalle lag, so hat er mit jenem furchtbaren Zeichen seiner Hand mir drei Schläge versetzt; jetzt wäre es gut, wenn wir uns davon machten." Die Chânin versetzte:

„Auch ich fürchte, dass er mich erkenne, und konnte mich daher nicht in seine Nähe wagen. Diesmal geht es uns nicht gut. Morgen versammelt er alle Männer aus dem eigenen Volke und lässt sie mit der Rüstung erscheinen; die Frauen auch insgesammt lässt er entbieten mittels der Kundmachung, dass jede einen Bund Brennmaterial mitbringe. Auf seine Aufforderung: ‚Bringt diesen Büffel her‘, wird man dich hinschleppen, und wenn er dann sagt: ‚Wirf deine angenommene Gestalt ab,‘ so wird es unmöglich sein, sie nicht abzulegen. Sobald du aber deine wahre Gestalt zeigst, wird man mit Schwertern und Pfeilen stechend und schiessend dich tödten und im Feuer verbrennen. Wenn er dann verlangt auch mich vor ihn zu führen, so fürcht' ich, dass es mir ebenso ergehen werde, wie man mit dir gethan.“ So hatte sie gesprochen. Der Zaubermeister aber, der dieses belauscht, dachte bei sich: „Jetzt ist die Sache leicht!“

Er begab sich mit dem Schweinskopf zurück, steckte ihn neben dem Kopfkissen des Châns auf den Baling auf, und als er mit seinen Sprüchen und der Betrachtung zu Ende war, fragte er, zum Scheine mit lauter Stimme rufend: „Wie steht es mit der Krankheit des Chânes?“ „Seit dem Erscheinen des Zaubermeisters,“ sprach der Chân, „geht es gut; meine Krankheit hat nachgelassen und ist in einen Schlummer übergegangen.“ Der Zaubermeister sprach: „Nun, so gebiete morgen deinen Ministern: Versammelt die sämmtlichen Unterthanen und lasst die Männer in der Rüstung auftreten; die Frauen aber insgesammt lasst eine jede mit einem Bund Brennmaterial erscheinen.“

Als sie dem Auftrag gemäss erschienen waren, errichtete man zwei gewaltige Scheiterhaufen. Alsdann sprach der Zaubermeister: „Legt diesen meinen Sattel auf den Büffel.“ Mit diesen Worten liess er dem Büffel den Sattel auflegen, schwang sich auf denselben empor, ritt dreimal um die Versammlung herum, stieg dann wieder ab, liess seinen Sattel herabnehmen, hieb mit dem Schweinskopf auf den Büffel los und sprach: „Wirf deine angenommene Gestalt ab.“ Bei diesen Worten war der Büffel in einen ganz fürchterlichen Manggus verwandelt. Auf seiner Brust mit vielfachen Zornrunzeln, aus den Augen Blut triefend, die Oberhauer bis zur Brust, die Unterhauer bis zu den Augenidern reichend: so fürchterlich war er geworden. Mit Schwertern, Pfeilen, Lanzen und Steinen ward er getödtet, und sodann im Feuer verbrannt. Auf des Zaubermeisters Aufforderung: „Führet jetzt auch die Chânin herbei“, schleppte man dieselbe unter lautem Geschrei heran.

Mit dem Schweinskopf ausholend rief der Meister: „Zeige deine wahre Gestalt, zeige sie schnell.“ Da reichten die Brüste der Chânin bis zu den Knien herab, sie war in einen fürchterlichen weiblichen Manggus mit langen Hauern, mit rothen Augen verwandelt. Mit verschiedenen Werkzeugen tödtete man sie und verbrannte sie dann in einem gewaltigen Feuer.

Alsdann bestieg der Zaubermeister sein Pferd. Auf dem Wege zum fürstlichen Residenzpalaste verbeugten sich alle Leute vor ihm, bezeigten ihm ihre Verehrung, einige liessen sogar Thränen strömen. Vor lauter Streuen von Gerste, vor lauter Überreichen von kostbaren Geschenken und dergleichen gar vielfachen Ehrenbezeigungen konnte er fast nicht durchkommen und musste unterwegs einen ganzen Tag zubringen. Als er endlich das Innere erreicht, hatte der Chân eine ausserordentliche Freude und sprach: „Was verlangst du nun zur Belohnung?“ Der Zaubermeister antwortete: „In unserer Gegend sind die Hölzer, welche die Rinder in der Nase zu tragen pflegen, selten; um solche Nasenhölzer bitte ich.“ Der Chân ertheilte den Auftrag, ihm solche zu geben und so gab man ihm drei Säcke voll Nasenhölzer nebst Fleisch und Butter, welches man sieben Elephanten auflud.

Als er nach der eigenen Heimat gelangte, kam ihm die Frau zur Begrüssung mit Branntwein entgegen und beim Erblicken der Last auf den Elephanten rief sie: „Einen Mann wahrlich muss man solch einen Mann heissen! Du hast gehandelt, wie es einem Manne geziemt!“ Darauf begaben sie sich mit einander nach Hause zurück. Während sie Nachts auf dem Lager noch mit einander plauderten, fragte die Frau: „Wodurch sind alle diese Dinge dir zu Theil geworden?“ Der Zauberer begann ausführlich zu erzählen, wie die Krankheit des Châns aufhörte und wie man die zwei Manggus im Feuer verbrannte. Darauf versetzte die Frau: „Was kann einem elenden Wichte wie dir anderes als das zu Theil werden? Nachdem du eine so bedeutende Hilfe geleistet hast, ist durch Nasenhölzer fürs Vieh die Sache nicht abgethan; morgen früh werd' ich zum Chân mich begeben.“

Sie begab sich dahin. Mit Verstellung sprach sie: „Hier ist ein Brief des Zaubermeisters“, und überreichte dem Chân einen Brief folgenden Inhalts: „Nach dem, wie der grosse Meister das Körperleiden des Chânes erkannt hat, ist von dem Übel ein wenig zurückgeblieben; um es ganz zu beseitigen, sind die Nasenhölzer mitgenommen worden; welcher Anlass aber zur Belohnung geboten sei, möge der Chân selber

ermessen.“ Nach Überreichung des Briefes sprach der Chân: „Das ist die Wahrheit. Der Zaubermeister, seine Eltern und Freunde mögen insgesammt zu mir hieher kommen.“ Als der Zaubermeister sammt seinen Angehörigen in die fürstliche Residenz gelangt war, sprach der Chân: „Wenn man seine Dankbarkeit zu beweisen einen andern mit ehrenvollen Geschenken entlässt, so ist die Sache damit noch nicht abgethan. Dass man mich nicht tödtete, dass man das Reich nicht zu Grunde gerichtet, dass die Minister nicht sämmtlich von den Manggus verzehrt wurden, das ist dein Verdienst. So wollen wir denn jetzt beide die Herrschaft in völliger Gleichheit ausüben.“ Mit diesen Worten gab er ihm Antheil an der Herrschaft. Weiter sprach er: „Die Frau des Zaubermeisters ist hochbegabt an Einsicht und Weisheit; sie wollen wir beide zu unserer gemeinschaftlichen Gemahlin ohne Unterschied machen.“ Und so machte er sie zu seiner Gemahlin.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der Chânssohn: „Auf die Weise waren Mann und Frau beide hochbeglückt!“ Da versetzte Siddhikûr: „Sein Glück verscherzend hat der Chân Worte entschlüpfen lassen“, und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ wand er sich los.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das vierte Capitel: die Abenteuer des Schweinskopf-Zaubermeisters.

V. ERZÄHLUNG.

Darauf machte er sich wieder auf den Weg in derselben Weise, wie früher, um den Siddhi-kûr zu holen. Nachdem er die stolz lautenden Worte gesprochen, kam Siddhi-kûr herabgestiegen. Er nahm ihn auf den Rücken und wandelte so mit ihm des Weges. Obschon Siddhikûr die gleichen Worte wie bisher sprach, so erwiederte der Chânssohn doch nichts, sondern gab mit dem Haupte das Zeichen, worauf Siddhikûr begann:

Früh vor Zeiten herrschte in einem gar blühenden Reiche ein Chân Namens Kun-snang (tibet. der Allerleuchtende). Dieser hatte eine Gemahlin genommen, und von derselben ward ihm ein Sohn geboren mit Namen „Sonnenschein.“ Als diese Gemahlin aus dem Leben geschieden, nahm der Chân eine andere, und von dieser wurde ihm ein Sohn geboren mit Namen „Mondenschein.“ Einstmals nun dachte

die Chânin bei sich: „So lange der ältere Sohn Sonnenschein am Leben bleibt, erhält mein jüngerer Sohn nimmer das Reich. Jetzt will ich durch irgend ein Mittel Sonnenschein aus dem Wege schaffen und meinem eigenen Sohne dadurch zur Regierung verhelfen.“

In dieser Absicht stellte sie sich in der Folge einmal krank. Mit lauter Stimme jammerte sie, wälzte sich auf dem Lager hin und her und brachte die Nächte schlaflos zu. So lag sie da. Als der Chân dies sah, sprach er: „Du Holde von reizender Gestalt, was für eine Krankheit ist dir zugestossen?“ Darauf versetzte die Chânin: „Als ich noch bei meinen Verwandten verweilte, pflegte sich schon diese Krankheit bisweilen einzustellen. Doch ist der jetzige Zustand mit dem früheren nicht zu vergleichen, die Krankheit ist unerträglich heftig, ganz anders. Ein Mittel wohl gäbe es, doch ist es schwer auszuführen; so bleibt mir jetzt nichts anderes übrig als zu sterben.“ Auf diese Worte sprach der Chân: „Was ist das für ein Mittel? wenn du stirbst, so ist das gleich, als würde das Herz mir durchbohrt; selbst wenn der Thron auf dem Spiele stünde, ich liesse ihn fahren; was ist nöthig? sprich.“ Darauf erwiederte die Chânin:

„Wenn ich von einem der zwei Söhne, gleichviel von welchem, das Herz in Sesamöl geschmort verzehren könnte, dann würde ich Ruhe finden. Allein für dich, o Chân, ist es schwer, Sonnenschein hinzugeben, und da Mondenschein, um es gerade herauszusagen, aus meinem eigenen Schoosse hervorgegangen ist, so geht sein Herz nicht durch meine Kehle. Daher gibt es jetzt keinen anderen Ausweg als zu sterben.“ So sprach sie. Der Chân konnte die Reden sowie die Krankheit der Gemahlin nicht ertragen und erwiederte: „Zwar bedaure ich unendlich meinen Sohn, mein Mitleid ist unermesslich; aber wenn dein Hinsterben gewiss ist, so werde ich Sonnenschein morgen den Scharfrichtern überliefern.“ Ein solches Versprechen gab er.

Das hatte Mondenschein belauscht, eilte zu Sonnenschein und erzählte ihm unter Thränen, was Mutter und Vater beide mit einander gesprochen. „Dass man dich, mein Theurer,“ sprach er weiter, „morgen umbringt, ist sicher; wie ist da Rettung möglich?“ Auf diese Worte versetzte der ältere Bruder: „Wenn das der Fall ist, so bleib du, deine Eltern ehrend und hochhaltend, allein gesund und glücklich zurück; für mich dagegen ist jetzt die Zeit zu fliehen gekommen.“ Mondenschein aber in seinem Herzen sich grämend sprach: „Wenn du, mein Bruder, nicht da bist, so kann auch ich hier nicht bleiben; wohin

du auch gehst, ich folge dir nach.“ So sprach er und jener willigte ein. Weil aber des anderen Tages schon die Hinrichtung stattfinden sollte, und sie fürchteten, dass, wenn andere es in eben der Nacht noch erführen, diese es der Chânin verrathen würden, so erbaten sie sich von ihrem die Opfergaben in Empfang nehmenden Geistlichen vertrocknete Baling-Kuchen, einen Sack voll, und mit diesem schritten die beiden Brüder am fünfzehnten in der Nacht, als der Mond sein Licht verbreitete, aus dem Palaste und nahmen ihre Richtung gegen Osten. Nachdem sie quer über Berg und Ebene, Tag und Nacht ohne Unterlass, gewandert, waren sie eines Tages an einem wasserlosen, verschlammten Flusse angelangt. Die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen und weil kein Wasser da war, fiel Mondenschein verschmachtend nieder und konnte nicht mehr gehen. Voll tiefen Mitgefühls sprach der ältere Bruder: „Ich will gehen, um Wasser zu suchen; inzwischen harre standhaft aus und warte hier.“ Er gieng an den Rand eines Berges, um Wasser zu suchen, fand aber keines. Als er zurückkam, war der jüngere Bruder vor Durst verschmachtet. Sonnenschein, vom Schmerz überwältigt, barg den Leichnam seines Bruders unter Steinen und flehte um die Vereinigung bei der künftigen Wiedergeburt.

Darauf schritt er über zwei Bergrücken hinweg. Da erblickte er an der Öffnung einer Felsenwand ein rothes Thor. Als er durch dasselbe eingetreten war, sass ein uralter Einsiedler da. Der Einsiedler sprach: „Woher bist du gekommen, o Jüngling? Du scheinst wie von tiefem Mitleid gerührt.“ Auf diese Worte erzählte er ihm den ganzen Vorfall bis ins einzelne. Ein leichenbelebendes Mittel mit sich nehmend, machte sich der Einsiedler sammt ihm auf den Weg, rief den jüngeren Bruder ins Leben zurück und brachte ihn mit. „Werdet meine Söhne,“ sprach der Einsiedler zu ihnen beiden, und sie wurden seine Söhne.

Dazumal herrschte nahe dieser Gegend ein Chân, gewaltig an Macht und reich an Glanz. Zur Zeit, wo dieses Chânes sowie des Volkes Ackersleute das Wasser auf die Felder leiten sollten, befand sich dort am Ursprung eines Flusses ein grosser Teich. Um die in diesem Teiche befindlichen Drachenfürsten sich durch Opfer geneigt zu machen, musste man ihnen alljährlich einen Jüngling aus dem Tigerjahr vorwerfen. Als nun einmal in einem Jahr kein Jüngling aus dem Tigerjahr bei diesem Volke vorhanden war, und trotzdem dass man nach allen Richtungen suchte, ein solcher auch nirgends aufzutreiben war, sagten die

andern Jünglinge: „Am Ursprung dieses Flusses hatte ein uralter Einsiedler einen Sohn aus dem Tigerjahr; als wir das Vieh zu hüten hinausgegangen waren, haben wir ihn gesehen.“ Als der Chân das vernahm, befahl er ihn sofort schnell zu holen und sandte drei Boten ab. Diese giengen hin und als sie an des Einsiedlers Thüre geklopft, kam der Einsiedler heraus und fragte: „Was gibt's?“ Diese sprachen: „Des Chânes Befehl lautet also: du hast einen Sohn aus dem Tigerjahr, meinem Reiche ist er sehr nöthig, gib und sende ihn her.“ Der Einsiedler erwiederte: „Was sprecht ihr da? wie sollte ein Einsiedler wie ich zu einem Sohne kommen?“

Nach diesen Worten trat er in seine Grotte zurück, verschloss die Thüre, liess den Jüngling in ein backsteinernes Gefäss kriechen, vermachte die Öffnung, verschmierte sie mit Lehm und stellte es hin, ihm das Aussehen wie von einem Reisbranntwein-Gefäss gebend. Die Abgesandten des Chânes aber kamen heran, zertrümmerten die Thüre und drangen hinein; sie suchten in der Behausung herum, ohne dass etwas gefunden ward. Da sprachen sie: „Da du keinen Sohn hast, so haben wir uns ohne Ursache abgemüht.“ Indem sie dabei den Einsiedler mit einem Stocke schlugen, hielt es Sonnenschein nicht länger aus und rief: „Schlagt meinen Vater nicht, ich bin hier.“ Damit kam er heraus. Im selben Augenblick fassten sie ihn aber auch schon an der Hand und führten ihn mit fort. Der Einsiedler, vom Schmerz überwältigt, brach in lautes Weinen aus.

Als sie mit dem Jüngling in den Residenzpalast traten, erblickte ihn die Tochter des Châns, entbrannte in ihrem Herzen von Liebe zu dem Jüngling, vermochte nicht sich von ihm zu trennen und schlang sich um seinen Hals. Die Untergebenen aber stellten dem Chân vor: „Heute wäre der Tag, wo es Zeit, den Jüngling des Tigerjahres ins Wasser zu werfen,“ und der Chân gab den Befehl, ihn hinein zu werfen. Als es Zeit war ihn abzuführen, sprach die Königstochter zu den Leuten: „Werft ihn nicht in das Wasser; wenn ihr ihn aber dennoch hineinwerfen wollt, so werfet auch mich zugleich mit in die Fluten.“ Als der Chân das hörte, sprach er: „Dieses Mädchen hat ganz auf das Reich vergessen; mit dem Jüngling des Tigerjahres nähet sie zugleich in eine Haut zusammen ein und werft sie beide ins Wasser.“

Weil der Chân kurz angebunden war, sprachen die Diener: „Wir werden nach deinem Befehle uns richten,“ banden beide zusammen, nähten sie in die Haut ein und warfen sie zur Beschwichtigung der

Drachen in das Wasser. Da dachte Sonnenschein: „Wahrlich, wenn man mich, weil ich aus dem Tigerjahr bin, in das Wasser wirft, so geht das an; soll aber diese reizende Königstochter, die in ihrem Herzen von Liebe zu mir erglüht, meinethalben sterben?“ So dachte er mitleidsvoll. Das Mädchen aber sprach: „Wenn man mich, weil ich ein niedriges Wesen bin, in das Wasser wirft, so geht das an; diesen reizenden Jüngling aber, wie kann man ihn hineinwerfen?“

Die Wasserdrachen, dieses rührende gegenseitige Bemitleiden, wobei jedes das letzte Wort haben wollte, beobachtend, setzten die beiden aus dem Teiche heraus und liessen sie frei. Als die beiden herausgetreten, begann das dem ganzen Lande nöthige Wasser überströmend sich in Bewegung zu setzen. Darauf kehrten die beiden nach ihrer Heimat zurück; der Jüngling sprach: „Königstochter, kehre du jetzt heim in deinen Palast; ich will inzwischen meinen Vater, den Einsiedler, besuchen gehen; bin ich vom Besuche des Vaters zurück, dann wollen wir beide in diesem Leben in aufrichtiger Liebe unzertrennlich als Mann und Frau zusammenbleiben.“ Hiemit nahmen sie einander das gegenseitige Versprechen ab, und so kehrte die Tochter in ihren Palast zurück.

Sonnenschein aber der Sohn kam vor die Grotte des Einsiedlers und klopfte an dessen Thüre. „Ich bin dein Sohn“, sprach er. „Meinen einzigen Sohn,“ versetzte dieser, „hat mir der Chân weggenommen und getödtet; desshalb sitze ich jetzt trauernd da.“ Darauf erwiederte jener: „Dein Sohn bin ich wahrhaftig und wirklich; obgleich mich der Chân ins Wasser werfen liess, so bin ich doch, da die Wasserdrachen mich nicht verzehrten, wieder gekommen; mein Vater, traure nicht!“ Mit den Worten: „Nun, wenn das der Fall ist, so ist es gut“, öffnete er seine Pforte. Der Einsiedler war ganz herabgekommen, Bart und Haare waren zerzaust, völlig entkräftet war er dem Tode nahe. Sonnenschein wusch mit einer Mischung von Milch und Wasser den Körper des Einsiedlers und suchte durch freundliche Worte seine herbe Stimmung aufzuheitern.

Als nun das Mädchen in die fürstliche Residenz zurückgekehrt war, schauten der Chân und das ganze Volk sie mit Verwunderung an und sprachen: „Wahrlich, einmal in diesen von den Wasserdrachen bewohnten Teich geworfen, ist es ganz ungewöhnlich wieder herauszukommen; dass dieses Mädchen dennoch herausgekommen, ist wunderbar.“ Alle brachten ihr Huldigungen ohne Ende dar, dadurch

dass sie die Runde um sie machten, sich vor ihr verbeugten und dergleichen mehr. Der Chân sprach: „Dass die arme Tochter nicht umgekommen, sondern wiedergekehrt, das ist gut; der Sohn des Tigerjahres dagegen ist wohl umgekommen?“ „Nicht ist er umgekommen,“ sprach sie, „und in Folge seines rührenden Mitgefühls bin auch ich nicht umgekommen. Die Drachen liessen sich besänftigen, und ohne dass man nach ihm einen andern Jüngling aus dem Tigerjahr ins Wasser geworfen hätte, liessen sie das Wasser von selbst beständig strömen.“

Auf diesen Bericht sprach der Chân: „Wenn sich das so verhält, so ist das ein grosses Wunder. Wo auch immer dieser Jüngling jetzt sein mag, ladet ihn ein hieher zu kommen.“ Also gebot er den Ministern. Die Minister sandten hin ihn abzuholen. Der Vater und die beiden Söhne machten sich auf und als sie in die Nähe des Residenzpalastes gelangt, sprach der Chân: „Sie sind hoher Dankbarkeit würdig, lasst uns ihnen entgegen gehen,“ und so gieng man ihnen zur Begrüssung entgegen. Der Chân liess sie darauf in das Innere des Palastes eintreten und hiess sie auf kostbaren Sesseln sich niederlassen. Er fragte den Jüngling: „Du bist ein gewaltiges Wunder; bist du der Sohn dieses Einsiedlers?“ „Ich bin,“ erwiederte er, „der Sohn eines Chânes. Als meine Stiefmutter, einen Unterschied machend zwischen mir und ihrem eigenen Sohn, mich zu tödten beabsichtigte, da bin ich, mich flüchtend, zu dem Einsiedler gekommen. Dieser zweite Jüngling hier ist mein jüngerer Bruder.“ Und dann erzählte er den ganzen Sachverhalt ausführlich. Da wunderte sich der Chân noch weit mehr und überhäufte ihn mit Ehren. „Wenn das so ist,“ sprach er, „so will ich euch zwei Brüdern diese meine Tochter zur Gemahlin geben, und sie mit unermesslichen Schätzen ausstatten; macht euch auf in eure eigene Heimat, ich werde euch hingeleiten lassen.“

Die Eltern gaben ihnen unermessliche Schätze, liessen sie mit einer Geleitsmannschaft von vier Abtheilungen begleiten, und so machten sie sich auf nach dem eigenen Reiche. Als sie der Königsburg nahe gekommen waren, sandten sie einen Brief voraus des Inhalts: „Zu dem Chân und Vater sind wir beiden Brüder zurückgekehrt.“ Die Eltern, die nach der Flucht ihrer zwei Söhne vom Kummer überwältigt viele Jahre hindurch ihre Besinnung verloren hatten und mit Menschen nicht mehr verkehrten, hatten beim Lesen dieses Briefes eine herzliche Freude und schickten ihnen eine äusserst zahlreiche Gesandtschaft zum

Empfang entgegen. Als die beiden Brüder mit unermesslicher Pracht und in der Fülle des Glanzes ihren Einzug in die Königsburg hielten, gerieth die frühere Chânin beim Anblick der beiden Söhne in Schrecken, spie geronnenes Blut und starb.

„Der ist ganz recht geschehen!“ rief bei diesen Worten der Erzählung der Chânssohn aus, und Siddhi-kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen,“ und mit dem Ausrufe: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ stürmte er, sich losmachend, im Fluge davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das fünfte Capitel: die Geschichte von Sonnenschein und dessen jüngerem Bruder.

VI. ERZÄHLUNG.

Darauf machte er sich wieder auf den Weg wie das vorige Mal, um den Siddhi-kûr zu holen. Indem er die stolz lautenden Worte sprach, vermochte er den Siddhi-kûr zum Herabsteigen, steckte ihn dann in seinen Sack, schnürte diesen mit dem Seile fest, verzehrte darauf seinen Butterkuchen, nahm den Todten auf den Rücken und trat mit ihm die Wanderung an. Siddhi-kûr sprach seine früheren Worte; als aber der Chânssohn, ohne etwas zu erwiedern, mit dem Haupte das Zeichen gegeben, da begann Siddhi-kûr. Nun denn:

Früh vor Zeiten lebte in einem Lande Namens Brschiss ein hochmüthiger unbändiger Mann. Indem dieser die Neigung hatte niemanden zu achten und zu schätzen, ergrimmte der Chân des Reiches darüber und sprach: „Du, Kerl, hast einen gar zu rauhen Charakter, du kannst hier nicht bleiben, mach', dass du in ein anderes Land kommst.“ So sprach er und jagte ihn fort. Da er auf diese Weise nicht dort bleiben konnte, entfernte er sich. Um die Mittagszeit war er zu einer grossen mit Federgras *(Stipa pennata)* bewachsenen Steppe gelangt. Als er die Mitte der Steppe erreicht, stand ein grosser Palmbaum da und neben demselben lag ein todtes Pferd. Von diesem nahm er sich den Kopf zum Speisevorrat, band ihn sich um die Mitte und kletterte auf den Palmbaum hinauf. Als es Nacht geworden, kamen von der unteren Seite der Steppe her zahlreiche Dämonen, Rosse von Rinde reitend, Mützen von Rinde aufhabend, und schaarten sich am Fusse des Palmbaumes zusammen. Darauf kamen auch von dem oberen

Theile der Steppe zahlreiche Dämonen, Rosse von Papier reitend, Mützen von Papier aufhabend, und schaarten sich gleichfalls dort zusammen. Diese Dämonen erlustigten sich nun am Fusse des Palmbaumes bei allerlei Speisen und Getränken. Indem aber der auf dem Gipfel des Baumes befindliche Mann angstvoll und mit neidischen Blicken zusah, riss der an seiner Leibesmitte befestigte Pferdekopf ab und fiel auf die Speisen und Getränke der Dämonen herab. Da stoben diese Dämonen, ohne sich weiter zu besinnen, ordnungslos nach allen Richtungen auseinander.

Des andern Morgens früh, als der Mann vom Baum herabstieg, dachte er bei sich: „Diese Nacht waren Speisen und Getränke in solcher Menge vorhanden! was ist wohl jetzt daraus geworden?“ Als er sich umschaute, fand er einen goldenen Becher mit Branntwein gefüllt; weil er Durst hatte, so trank er daraus; kaum hatte er aber den Becher umgekehrt, so kamen Fleisch und Kuchen zum Vorschein. „Dieser goldene Becher,“ sagte er, „ist ja wahrlich ein Behälter, der alles, was man nur wünscht, herbeischafft! Das soll mein Wünschelgefäss sein!“ Er nahm ihn mit und gieng weiter.

Darauf traf er unterwegs mit einem Manne zusammen, der einen Stab in der Hand hielt. „Was lässt sich,“ sprach er, „mit diesem deinem Stab anfangen?“ Der Mann antwortete: „Dieses meines Stabes Name heisst Kreisläufer; wenn ich zu ihm sage: du, Kreisläufer, geh hin, dieser Mensch hat mir meine Sachen genommen, geh hin und hol' sie, so geht er hin, tödtet den Menschen und bringt die Sachen zurück.“ Darauf sprach jener: „Nun, dieser mein goldener Becher ist ein Behälter, der alles, was man nur wünscht, herbeischafft. Ich vertausche ihn gegen den Stab.“ „Gut, ich will tauschen,“ sprach der andere, und so tauschten sie. Sofort aber hiess es nun: „du, kreislaufender Stab, geh hin, tödte diesen Menschen und hol' mir den goldenen Becher.“ Kaum hatte er das gesagt, so flog der Stab durch die Luft, tödtete den Menschen und brachte den goldenen Becher zurück.

Auf seiner ferneren Wanderung traf er unterwegs mit einem Manne zusammen, der einen eisernen Hammer in der Hand hielt: „Was kann man,“ fragte er, „mit diesem deinem Hammer machen?“ „Wenn man,“ antwortete jener, „diesen meinen eisernen Hammer neun Mal auf die Erde anschlägt, so entsteht eine neun Stock hohe eiserne Burg.“ „Nun,“ sagte er, „wir wollen gegen diesen meinen goldenen Becher einen Tausch eingehen.“ Nachdem der Tausch abgemacht, sagte er wieder

zu seinem Stabe: „Hole meinen goldenen Becher.“ In einem Augenblicke hatte dieser den Mann getödtet und den goldenen Becher zurückgeholt.

Indem er nun wieder weiter zog, traf er mit einem Manne zusammen, der einen bocksledernen Sack trug. „Was kann man damit machen?“ fragte er. „Dieser Sack,“ antwortete jener, „ist gar wunderbar; wenn man ihn ausschüttelt, so kommt ein Regen; wenn man ihn tüchtig ausschüttelt, so kommt ein Regen, so stark man ihn nur wünscht.“ „Nun,“ sprach er, „wir wollen ihn gegen meinen goldenen Becher austauschen.“ Sie giengen den Tausch ein. Darauf aber sagte er wieder: „du Stab, geh hin und hol’ mir den goldenen Becher.“ Dieser tödtete sofort den Mann und brachte den Becher zurück.

Indem er nun alle diese seine Sachen zusammen nahm, dachte er bei sich: „Der Chân meiner Heimat ist gar fürchterlich zornig; er hat mich in ein fremdes Land gejagt, ich will es ihm jetzt vergelten.“ In diesen Gedanken machte er sich auf den Weg und gelangte um Mitternacht zum Hintergebäude des fürstlichen Palastes. Mit dem eisernen Hammer schlug er neun Mal auf die Erde. Da erhob sich eine neun Stock hohe eiserne Burg. Des Morgens sprach der Chân: „Heute Nacht hat es hinter dem Palaste ‚tok tok‘ schallend zu wiederholten Malen geklopft.“ Die Chânin gieng hinauf und schaute sich um. „Hinter unserem Palaste,“ meldete sie, „steht eine neun Stock hohe eiserne Burg.“ Darüber gerieth der Chân gewaltig in Zorn und sagte: „Das hat gewiss jener unbändige Bösewicht gethan! Jetzt müssen wir es auf eine Probe ankommen lassen, wer gewinnt oder verliert.“ Seine sämmtlichen Unterthanen liess er die eiserne Burg umringen, wobei jeder einzelne Kohlen mitzubringen hatte. Dann aber befahl er: „Ihr Schmiede, lasst alle zusammen eure Blasebälge von allen Seiten wirken.“ Indem man so that, war ein gewaltiges Feuer angefacht worden.

Innerhalb der eisernen Burg aber befand sich der magische Zaubermann, er, der Sohn sammt seiner Mutter; Essen und Trinken ward von dem goldenen Becher geliefert; die Mutter sass acht Stock hoch, der Sohn neun Stock hoch, im Herzen ganz unbesorgt. Als aber der halbe Körper der voran unter ihm befindlichen Mutter etwas vom Feuer berührt wurde, sprach die Mutter: „Dieser gezauberten Eisenburg droht Feuersgefahr von Seiten des Chânes; jetzt werden wir gewiss beide umkommen.“ Der Sohn, der dies hörte, sprach: „Meine Mutter, ängstige dich nicht, dagegen habe ich folgendes Mittel!“

Bei diesen Worten trat er auf die Burg hinauf und schüttelte den bocksledernen Sack aus; da kam ein heftiger Regenguss und das Feuer erlosch zum grössten Theil. Als er dann aber tüchtig schüttelte, kam ein Platzregen, es entstand eine grosse Überschwemmung, die rings um die Eisenburg aufgehäuften Kohlen und Blasebälge sammt den Schmieden, alles wurde von der Strömung fortgerissen, und es bildete sich ein Rinnsal mit steilen vom Wasser unterwühlten Ufern.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der Chân: „So behielt also der magische Zaubermann die Oberhand über den Chân dieses Reiches!“ Da versetzte Siddhi-kûr: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ riss er sich los und eilte im Fluge davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das sechste Capitel: wie der magische Zaubermann den Chân überwand.

VII. ERZÄHLUNG.

Darauf gieng er wieder auf gleiche Weise wie zuvor hin, und als Siddhi-kûr auf die stolz lautenden Worte herabgestiegen kam, steckte er ihn in seinen Sack, band diesen mit dem Seile zu, lud ihn auf den Rücken und wandelte so mit ihm dahin. Siddhi-kûr wiederholte seine früheren Worte, der Chânssohn aber, ohne etwas zu erwiedern, gab mit dem Haupte das Zeichen. Da begann Siddhi-kûr folgende Erzählung.

Früh vor Zeiten hatte in einem Lande, das den Namen „Glänzender Blumengarten“ führte, ein Familienvater drei Töchter. Täglich abwechselnd mussten sie hinausgehen, um Büffel auf der Weide zu hüten. Eines Tages war die ältere Schwester, die hinausgegangen war, eingeschlafen und während dessen hatte ein Büffel sich verlaufen. Als sie sich aufmachte, ihren Büffel zu suchen, befand sich mitten an einem grossen Hofe ein rothes Thor. Als sie dieses öffnend weiter trat, war ein goldenes Thor da. Als sie dieses geöffnet hatte und eintretend sich umschaute, war ein Thor von Perlmutter da. Als sie dieses geöffnet hatte, eintrat und wieder weiter schritt, war ein Thor von Smaragd da. Hinter diesem Thore befand sich in einem überaus glänzenden und prachtvollen Palaste eine Fülle von Gold und kostbaren Edelsteinen

und dergleichen Schätzen mehr. Doch war niemand daselbst; nur ein grosser weisser Vogel sass auf einem kostbaren Tisch. Da fragte das Mädchen: „Ein Büffel ist mir verloren gegangen, ich habe ihn nicht gefunden, ist er vielleicht hieher gekommen?“ Der Vogel antwortete: „Wenn du meine Frau werden willst, so zeige und gebe ich ihn dir; willst du das nicht, so werde ich es nicht thun.“ Das Mädchen sagte: „Ich bekümmere mich überhaupt um weltliche Dinge nicht, im besonderen aber gehören ja die Vögel, mit Verlaub zu sagen, zum Thiergeschlecht; finde ich auch meinen Büffel nicht, deine Frau werde ich nimmermehr.“ Mit diesen Worten gieng sie zurück.

Als am folgenden Tag die mittlere Tochter das Vieh zu hüten gegangen war, geschah dasselbe wie das erste Mal; auch diese verstand sich nicht dazu seine Frau zu werden.

Als Tags darauf die jüngste Tochter das Vieh zu hüten gegangen war, geschah dasselbe wie das vorige Mal. Der Vogel sprach: „Wenn du meine Frau wirst, so zeige und gebe ich dir den Büffel.“ Das Mädchen sagte: „Überhaupt sind die Worte des Männergeschlechtes alle wahr; namentlich aber will ich, wie du Vogel es verlangt hast, dem nachkommen.“ Damit wurde sie seine Frau.

Einstmals sollte, um das Götterbild eines grossen Klostertempels dieser Gegend zu besuchen, eine dreizehntägige Versammlung stattfinden. Die Frau machte sich ebenfalls auf, diese Versammlung zu besuchen. Als sie hinkam, so war, trotzdem dass eine zahllose Menge zur Versammlung sich eingefunden hatte, gerade diese Frau es, die alle Weiber überragte. Unter den Männern aber that sich ein gar stattlicher rüstiger Reiter hervor, der einen Blauschimmel ritt; nachdem er dreimal um die Versammlung herumgeritten und sich wieder entfernt hatte, sprachen alle Leute unter einander: „Unter den hier Versammelten ragt bei weitem dieser am meisten hervor.“

Als die Frau zurückgekommen war, sprach der weisse Vogel: „Wer hat unter dieser Versammlung von Frauen und Männern die Probe bestanden?“ Die Frau antwortete: „Unter den versammelten Männern ragte ein Reiter hervor, der einen Blauschimmel ritt, der war es; wer er aber gewesen, habe ich nicht erfahren. Unter den Frauen bin ich es gewesen.“

So geschah es elf Tage nach einander. Als die Frau am zwölften Tage die Versammlung zu besuchen gekommen war, hatte sie eine Alte, neben welche sie sich gesetzt hatte, zur Nachbarin. Die Alte

sagte: „Wer ragt wohl unter allen heute hier Versammelten am meisten hervor?“ „Unter den versammelten Männern,“ erwiederte die Frau, „ist es der Reiter, welcher den Blauschimmel reitet, so hervorragend ist keiner! Unter den Frauen bin ich es wohl. Ach, wenn mir ein Mann wie der des heutigen Tages zum Gemahl beschieden wäre, was bliebe mir da in diesem Leben noch irgend anderes zu wünschen übrig? So aber habe ich aus dem Thiergeschlecht einen Vogel mir zum Gebieter genommen.“ So sprach sie weinend. Die Alte aber versetzte: „Frau, sprich du nicht also; unter den versammelten Frauen ist dein Vorrang unbestritten. Der Reiter aber, der den Blauschimmel geritten, das ist dein Mann! Nun ist die morgige Versammlung die dreizehnte. Obgleich du nun nicht selbst in die Versammlung dich begibst, so stelle dich doch, als gehest du hin, verbirg dich aber draussen hinter dem Thor; dann wird er sein Vogelhaus verlassen, aus dem Stalle sein Pferd herausführen, es besteigen und in die Versammlung reiten. Nach seiner Entfernung wirf das von ihm geöffnete und verlassene Vogelhaus ins Feuer und verbrenn' es; dann wird der Verkehr mit seiner wahren Gestalt möglich sein.“ In dieser Weise ertheilte sie ihr Lehren.

Die Frau handelte dem gemäss. Jener verliess sein Vogelhaus, stieg zu Pferd und ritt in die Versammlung. Nach seiner Entfernung aber verbrannte die Frau das Vogelhaus im Feuer.

Weil sie sich sehr nach ihm sehnte, so erwartete sie ihn in der Nähe einer Säule. Zur Zeit als die Sonne bereits rothglühend sich zum Untergang neigte, kam er zurück. „Ah,“ rief er, „was ist das? du bist früher zurückgekommen?“ Die Frau antwortete: „Ich bin früher gekommen.“ Da sprach der Mann: „Wo ist mein Vogelhaus?“ Die Frau versetzte: „Im Feuer habe ich es verbrannt.“ „Du unglückselige“, rief er, „da hast du was Schönes angestellt! das war ja meine Seele!“ Die Frau sprach: „Was ist jetzt wohl anzufangen?“ „Es gibt,“ versetzte er, „kein anderes Mittel, als dich an das Thor von Perlmutter zu setzen, und Tag und Nacht, auch nicht einen Augenblick dich vergessend, mit diesem Stock um dich zu hauen. Wenn das Hauen mit dem Stock unterbrochen wird, so werden mich die Dämonen mit sich fortreissen. Sieben Tage und Nächte lang werde ich mit Göttern und Dämonen ringen.“

Da nahm die Frau den Stock in die Hand und sperrte ihre Augenlider mit Stützen von Halmen des Federgrases (*Stipa pennata*)

auseinander. Nachdem sie es so sechs Tage und Nächte ausgehalten, am siebenten Tag aber nur einen Augenblick leise genickt hatte, hatten die Götter und die Dämonen den Mann mit dem Vogelhaus, Itsali zubenannt, auch schon entführt. Die Frau machte in grosser Betrübniss sich auf ihn zu suchen, indem sie an allen ausgetrockneten Flüssen besinnungslos einherirrte. Unter dem Ausrufe: „Ach mein lieber Vogelhaus-Mann! ach mein lieber Vogelhaus-Mann!" den sie lang ausdehnte, weinend, kopfschüttelnd, rufend, suchte sie ihn unverdrossen Tag und Nacht. Trotzdem fand sie ihn nicht. Endlich liess sich einmal die Stimme des Vogelhaus-Mannes auf einem hohen Berge vernehmen. Als die Frau dahin gieng, kam dieselbe Stimme wieder tief unten vom Flusse herauf. Als die Frau dahin gieng, da befand sich der Vogelhaus-Mann in der Nähe eines zu Ehren der Götter aufgeworfenen Steinhügels und hatte einen Bund Stiefel auf dem Rücken. Mit der Frau zusammentreffend sprach er: „Über die Begegnung mit dir freut sich innig mein Herz. Da ich der Wasserträger der Götter und Dämonen geworden, so bin ich so viel gegangen, bis sich diese Stiefel abgetragen haben. Wenn du nun von dem Gange mich aufzusuchen nach Hause zurückgekehrt bist, so baue ein Vogelhaus, und wenn du dann die Seele in dasselbe eingeladen und herbeigerufen hast, so komme ich dahin." Kaum hatte er so gesprochen, als plötzlich Götter und Dämonen im Windsturm daherwirbelnd ihn mit sich fortrissen. Darauf kehrte die Frau nach Hause zurück und baute ein Vogelhaus neu, und als sie die Seele in dasselbe eingeladen hatte, da kam plötzlich der Vogelhaus-Mann über die Stiege hinaufsetzend herbei.

„Das war eine herrliche Frau!" rief bei diesen Worten der Erzählung der Chânssohn, und Siddhi-kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen!" und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!" wand er sich los und eilte im Fluge davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das siebente Capitel: die Geschichte des Vogelhaus-Mannes.

VIII. ERZÄHLUNG.

Nachdem er hierauf wieder in der früheren Weise hingegangen war und die stolz lautenden Worte gesprochen hatte, da kam der Todte

herabgestiegen. Er steckte ihn in seinen Sack, band diesen mit dem Seile fest, verzehrte seinen Butterkuchen, und während er mit ihm auf dem Rücken dahinwandelte, sprach Siddhi-kûr: „Der Tag ist lang, der Weg ist weit, desshalb wird es uns langweilig. Erzähle du eine schöne Geschichte; wenn nicht, so will ich erzählen.“ Der Chânssohn, ohne ein Wort zu sagen, gab mit dem Kopfe das Zeichen. Da begann Siddhi-kûr wiederum. Nun denn:

Früh vor Zeiten lebte in einem Reiche Namens Kun-s̱mon (tibet. allwünschend) ein Chân Namens Kun-s̱nang (tibet. allerleuchtend). Als dieser Chân aus dem Leben geschieden, bestieg sein Sohn Namens Chamuk Ssakiktschi (kalm. „der Âllschützende“) den Thron. In dessen Gebiete lebte ein Maler Namens Ânanda (skr. Freude) und ein Holzkünstler Namens Ânanda. Diese beiden waren einander feindlich gesinnt. Einstmals nun erschien der Maler Kun-ḏgah (tibet. allerfreuend = skr. Ânanda) vor dem Chân und sprach: „Dein Vater ist im Götterreiche wiedergeboren worden, und indem er mich zu sich dahin berief, hatte ich mich dorthin begeben. Sein Glanz und seine Herrlichkeit sind unermesslich. Hier ist das von deinem Vater übersendete Schreiben, welches er mir mitgegeben.“ Mit diesen Worten überreichte er ein falsches Schreiben, in welchem es also hiess: „An meinen Sohn Chotolo Ssakiktschi (den Allschützenden). Als ich von dort scheidend mein Leben beschloss, bin ich im Götterreiche wiedergeboren worden. Hier lebe ich jetzt in Fülle und Überfluss an allem. Nur einen Holzkünstler, um einen Klostertempel hier zu errichten, habe ich nicht gefunden; sende daher unseren Holzkünstler Kun-ḏgah herauf. Die Art und Weise heraufzukommen weiss Kun-ḏgah der Maler.“

Solch einen Brief überreichte er trügerischer Weise dem Chân. Als der Chân Kun-tschong (tibet. allschützend) diesen Brief gelesen, sprach er: „Ist wirklich die Geburt meines Vaters im Götterreiche die Wahrheit, so ist das sehr gut.“ Und sofort liess er den Holzkünstler herbeirufen und sprach zu ihm: „Mein Vater, der Chân, ist im Götterreiche geboren worden. Da er dort, einen Klostertempel zu errichten, keinen Holzkünstler findet, so hat er dich mittels eines Schreibens an mich zu sich bescheiden lassen.“ Mit diesen Worten zeigte er ihm das Schreiben. Doch der Holzkünstler, als er es gelesen, dachte bei sich: „So etwas ist gegen alle gewöhnliche Ordnung; dahinter steckt sicherlich eine böse Absicht von Seiten des Malers Kun-ḏgah; ein Mittel dagegen werd' ich schon finden.“

So denkend sprach er zum Chân Kun-tschong: „Wie werd' ich denn wohl in das Götterreich gelangen?" „Darüber," erwiederte der Chân, „wollen wir den Maler befragen." Er liess diesen rufen und auf Befragen liess der Maler sich also vernehmen: „Wenn du alle zur Ausübung deiner Kunst nöthigen Werkzeuge beisammen hast, so lass einen Scheiterhaufen von mit Sesamöl getränktem Holz ausserhalb rings um dich herum aufhäufen, zünde unter Anstimmung von allerlei feierlichen Tonweisen das Feuer an und reit auf der von demselben in Rossegestalt aufsteigenden Rauchsäule empor." Darauf versetzte der Holzkünstler: „Ich werde mich danach richten! Zur Auffahrt befindet sich in der Nähe unserer Behausung ein Feld; von diesem aus will ich emporsteigen." Das wurde gebilligt, und nach Verlauf von sieben Tagen wollte er abgehen.

Nach Hause zurückgekehrt erzählte der Holzkünstler seiner Frau die Sache und sprach zuletzt: „So weit hat sich der Maler von seinem bösen Herzen verleiten lassen! Auf heut' über acht Tage wurde das Versprechen zur Abfahrt gegeben. Doch werde ich folgendes Mittel dagegen in Anwendung bringen."

Vom Innern des Hauses aus grub er unter der Erde durch und machte auf der Mitte des Feldes eine Öffnung nach aussen; diese verlegte er mit einer Steinplatte und bedeckte dieselbe mit Erdreich. Als die sieben Tage abgelaufen waren, sprach der Chân: „Am heutigen Tage wird der Holzkünstler zum Chân, meinem Vater, sich begeben." An das gesammte Volk liess er die Verordnung ergehen, dass jeder eine Tracht Brennholz, jeder ein Mass Sesamöl mitbringe. Als in Folge dieser Kundmachung die Menge sich versammelt hatte, schichtete man mitten auf dem Felde des Holzkünstlers Kun-dgah einen gewaltigen Scheiterhaufen empor, der Holzkünstler setzte sich darauf, das Feuer ward am Rande angezündet, und nachdem er eine Weile mancherlei feierliche Weisen hatte ertönen lassen, nahm der Holzkünstler sein Bündel zusammen, entfernte sich auf dem Wege, den er früher gegraben, und begab sich nach seiner eigenen Wohnung.

Der Maler aber rief voll Freude: „Dort auf der Rauchsäule sitzend ist der Holzkünstler dahin gefahren," und zeigte mit dem Finger hinauf. Indem sich darauf die Versammelten alle zerstreuten, sprachen sie alle unter einander: „An dem heutigen Tage hat sich der Holzkünstler zu dem dahingeschiedenen Châne begeben, um einen Holzbau kunstvoll auszuführen."

Während eines ganzen Monats aber verblieb nun der Holzkünstler zu Hause und lebte ganz abgeschieden, ohne sich vor den Leuten sehen zu lassen; täglich wusch er sich mit Milch und verweilte nur im Schatten. Hierauf zog er ein weisses Gewand an von durchsichtiger Seide und schrieb gleichfalls einen falschen Brief: „An meinen Sohn Chotolo Ssakiktschi. Dass du in Wohlstand und Glück unablässig dein Reich in der Lehre unterweisest und demselben deine Sorge widmest, das ist sehr gut. Bei der Errichtung des Klostertempels dahier hat der Holzkünstler nun seine Sache ganz vorzüglich gut zu Ende geführt. Dort bei euch musst du daher mit Geschenken ihn reichlich belohnen. Jetzt aber müssen an dem Klostertempel allhier Malereien ausgeführt werden; desshalb ist es dringend nöthig, von dort unverzüglich den Maler zu schicken. Was die Art und Weise des Heraufkommens betrifft, so soll er nach der vorigen Weise kommen.“

Mit einem Brief dieses Inhalts erschien der Holzkünstler vor dem Chân. Als der Chân ihn erblickte, rief er aus: „Ei, dieser ist aus dem Götterreiche gekommen! Befindet der Chân, mein Vater, sich wohl?“ Da überreichte denn der Holzkünstler seinen falschen Brief, und nachdem er ausführlich berichtet hatte, wie er in das Götterreich gelangt und wie es ihm daselbst ergangen, freute der Chân sich sehr, und unter dem Ausrufe: „das ist doch wohl die Wahrheit!“ überreichte er demselben reichliche Geschenke zur Belohnung.

„Nun aber,“ sprach der Chân, „sind für jenen Tempel Malereien erforderlich.“ Desshalb ertheilte er den Befehl den Maler zu rufen. Als dieser erschien und den Holzkünstler Kun-dgah ganz weiss aussehend, in ein weisses Gewand von durchsichtiger Seide gehüllt, mit verschiedenen Kostbarkeiten geschmückt dasitzen sah, da dachte er bei sich: „Der ist also nicht gestorben?“ Der Chân aber überreichte ihm den vom Chân, seinem Vater, empfangenen Brief mit dem Siegel, und that ihm die Ursache kund, wesshalb er jetzt gehen müsse. Der Maler dachte in seinem Innern: „Zum Verständniss werd' ich gewiss während der Fahrt gelangen. Da ich den Holzkünstler hier mit eigenen Augen sehe, mit eigenen Händen anfasse, so hat er es doch auch überwunden. Wenn ich jetzt auch nicht gehen wollte, so ist doch das vorausgegangene Beispiel der Pfad für das nachfolgende.“ Indem er sich solchen Erwägungen überliess, gab er das Versprechen, nach Ablauf von sieben Tagen von dem Tag an die Fahrt anzutreten. Und als er sich nach der Art und Weise der Fahrt erkundigte, so hiess es: „Sie

findet so wie das vorige Mal statt.“ An dem nach Ablauf der sieben Tage nächstfolgenden Tag brachten alle wieder das Sesamöl mit. Auf der Mitte eines Feldes errichtete man einen gewaltigen Scheiterhaufen und setzte den Maler hinein mit seinen Malergeräten und den an Kunsnang Chân zu überreichenden Geschenken sammt dem an denselben zu übergebenden Schreiben. Das Feuer ward von allen Seiten angezündet und ein vielfaches Jubelgeschrei angestimmt. Doch der Maler vermochte es nicht auszuhalten und erhob ein lautes Geschrei; er wollte in die Höhe nach aussen springen, stürzte aber wieder zurück; von dem vielfachen Jubelgeschrei übertönt ward er von den Flammen verzehrt, bis er ganz geröstet war.

„Er hat seinen Theil unmittelbar zurückerhalten!“ rief bei diesen Worten der Erzählung der erhabene auf gutem und glücklichem Pfade wandelnde Chân aus. Indem ihm diese Worte unversehens entfallen waren, versetzte Siddhi-kûr: „Sein Glück verscherzend hat der Chân Worte entschlüpfen lassen,“ und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ sich losmachend eilte er davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das achte Capitel: die Geschichte vom Maler und Holzkünstler.

IX. ERZÄHLUNG.

Als er darauf in der nämlichen Weise wie früher abermals die stolz lautenden Worte gesprochen, kam Siddhi-kûr wieder herabgestiegen. Er steckte ihn in seinen Sack, band diesen mit dem Seile fest, verzehrte seinen Kuchen und wandelte, den Todten auf dem Rücken tragend, seines Weges dahin. Siddhi-kûr wiederholte dieselben Worte wie früher; der Chânssohn aber, ohne etwas zu erwiedern, gab mit seinem Haupte das Zeichen, worauf Siddhi-kûr abermals zu erzählen begann.

Früh vor Zeiten herrschte in einem grossen Reiche, das Ikšvâkuvardhana hiess, ein Chân, der den Beinamen „der Erleuchter (Civilisator)“ führte. Nach dem Hinscheiden dieses Chânes kam dessen Sohn zur Regierung, ein holder Jüngling von gar reizender Schönheit, mit der Fülle der Macht und des Glanzes ausgestattet. Er hatte die Tochter eines Chânes der Südgegend zur Frau genommen. Doch der Chânssohn liebte diese Frau nicht. In der Entfernung einer Meile von da

hatte ein Familienvater eine an Wuchs und Gestalt vollendete, reizend schöne Tochter. Zu dieser hatte der Chânssohn eine glühende Liebe gefasst und nachdem er sie lange und beständig besucht, war das Mädchen schwanger geworden. Da schied der Chân in Folge einer schweren harten Krankheit aus dem Leben. Allein das Mädchen erfuhr nichts davon, dass es mit dem Chân also gekommen. Einstmals des Nachts, als es dunkel geworden, klopfte es beim Strahle des Mondes an der Thüre des Mädchens. Als das Mädchen mit verklärtem Antlitz aufschaute und sich umsah, war der Chânssohn erschienen, der sich aber seines gewöhnlichen Anzuges entledigt hatte. Sie empfand eine gar herzliche Freude. Sie gieng ihm zum Willkomm entgegen, geleitete ihn an der Hand und liess ihn in das Zimmer eintreten. Nachdem er Reisbranntwein und Brot und anderes dergleichen, das sie vorsetzte, zu sich genommen hatte, sprach er: „Komm, Gemahlin, heraus," und als sie ihm gefolgt war, rief er wieder: „Komm weiter her." Indem er aber durch seine Reden sie nach und nach immer weiter lockend sich hatte folgen lassen, waren sie bis in die Nähe der Königsburg gekommen. Aus dem Innern der Burg drang der laute Schall der Becken und Pauken rauschend hervor. Da fragte das Mädchen den Chân: „Was hat das zu bedeuten?" Er antwortete: „Weisst du das nicht? nun das sind diejenigen, die mein Todtenopfer veranstalten!" „Das Todtenopfer veranstalten? Was ist denn dem Chânssohn begegnet?" „Er ist gestorben. Du wirst aber jetzt," fuhr er fort, „von einem Sohne entbunden werden. Bei der Entbindung sollst du in meinem Elephantenstall gebären. Im Palaste sind meine Mutter und die Gemahlin wegen eines Edelsteins mit einander im Streit. Dieser Edelstein aber liegt unter einem Opfertische verborgen. Gib ihn der Gemahlin und schicke diese zu ihren Verwandten zurück. Die Mutter und du, ihr beide sollt, bis der Sohn herangewachsen, inzwischen die Zügel der Regierung ergreifen." Nach diesen Worten verschwand er im Winde.

Das Mädchen aber gerieth in grosse Betrübniss und fiel ohnmächtig nieder. Als sie von der Ohnmacht sich erholend wieder zu sich kam und sich erhob, rief und schrie sie in einem fort: „Chân, Chân!" Da sich aber die Geburtswehen bei ihr einstellten, begab sie sich in den Elephantenstall und gebar in dieser Nacht einen Sohn. Des Morgens als die Elephantenwärter kamen, sprachen sie: „Wahrlich, dass in des Chânes Elephantenstall eine Frau niederkommt, das ist nicht in der Ordnung! Das kann für die Elephanten hinderlich werden." Die

Frau aber sprach zu einem von ihnen: „Du geh hin und ersuche die Mutter des Chânes hieher zu kommen, ein Wunder ist geschehen.“ Dem gemäss berichtete jener der Chânin und die Chânin machte sich auf und erschien. Die Frau erzählte ihr den ganzen Hergang. „Ah,“ rief die Chânin aus, „bei dem Mangel an Nachkommenschaft ist das ja ganz erstaunlich; lass uns nach Haus uns begeben.“ Und so nahm sie die Frau mit, pflegte dieselbe ganz sorgsam und erwies ihr alle Hochachtung. Und weil jener Edelstein sich an der Stelle befand, wie die Frau gesagt, so schenkte ihr die Chânin Vertrauen, gab der früheren Gemahlin den Edelstein und liess dieselbe zu ihren Verwandten zurückkehren. Die Mutter sowie die spätere Gemahlin wirkten nun beide zusammen an der Emporbringung des Reiches.

Jeden Monat am fünfzehnten in der Nacht kam der Chân zu der Gemahlin und verweilte bei ihr, bis die Nacht zu Ende war; nach Tagesanbruch pflegte er zu verschwinden. Dieses erzählte sie seiner Mutter. Die Mutter sprach: „Das ist eine Lüge; wenn es wahr ist, so weis mir ein Zeichen vor.“ Indem sie in Folge dessen ein aufbewahrtes Zeichen vorwies, war die Wahrheit ersichtlich. Darauf sprach die Mutter: „Sieh zu, Tochter, ob es nicht ein Mittel gibt, uns beiden, Mutter und Sohn, die Gelegenheit zu verschaffen einander zu sehen.“

Als am fünfzehnten in der Nacht der Chânssohn erschienen war, sprach die Frau: „Dass wir jeden Monat am fünfzehnten in der Nacht uns sehen, das ist gut; allein dass wir nicht für beständig vereint mit einander uns freuen, das ist, wenn ich es sagen darf, gar betrübend.“ Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus. Der Chân sprach: „Wenn du den Muth hättest ein Wagestück zu unternehmen, so würde ein beständiges Zusammensein wohl möglich sein; doch da die Ausdauer eines Weibes nur schwach ist, so ist es schwer.“ Die Frau versetzte darauf: „Ein Wagestück zu unternehmen verstehe ich schon; wenn in diesem Leben ein beständiges Zusammensein mit dir im Genusse gemeinschaftlichen Glückes möglich wäre, so überwinde ich alles, sollten selbst des Körpers Fleisch und Knochen darüber auseinandergehen.“ „Nun denn,“ sprach der Chânssohn, „wenn du künftigen Monats am fünfzehnten in der Nacht, wann der Mond sein Licht verbreitet, in der Südgegend eine Meile weit gehst, so weilt daselbst ein eiserner Alter, der, nachdem er geschmolzenes Metall getrunken, ausruft: ‚ach, was hab' ich für einen Durst!‘ Dem gib Reisbranntwein. Etwas weiter von da befinden sich zwei Widder, die auf einander

losstossen; diesen gib Hefenkuchen. Schreitest du weiter von da, so findest du eine Schaar von mit Panzern Bewaffneten; diesen gib Fleisch und Kuchen. Wenn du wieder dich weiter begibst, so findest du ein fürchterlich grosses schwarzes Gebäude, dessen Boden mit Blut getränkt ist; eine Fahne aus Menschenhaut ist daran aufgepflanzt; am Thore desselben stehen zwei blutige behaarte Diener des Höllenrichters; gib einem jeden von ihnen ein Opfer von Blut. Weiter im Innern dieses Gebäudes befindet sich in der Mitte eines von acht furchtbaren Zauberern gebildeten Kreises ein magischer Zauberkreis (Maṇḍala); dessen Rand ist von neun Herzen umgeben. ‚Nimm mich, nimm mich,‘ werden die acht alten Herzen, ‚nimm mich nicht,‘ wird ein neues Herz sagen. Sonder Furcht und Zagen nimm dieses neue Herz, und wenn du, ohne nach rückwärts umzuschauen, dich ungesäumt davon machst, dann ist es noch möglich, dass wir in diesem Leben für immer mit einander vereint bleiben.“ Also sprach er.

Die Frau aber prägte sich diese Worte in das Herz. Am fünfzehnten in der Nacht, als der Mond sein Licht verbreitete, schritt sie, von niemanden bemerkt, behutsam der Südgegend zu, gab allen der Reihe nach den gebührenden Lohn und gelangte so in das Innere des Hauses. Als sie das neue Herz, welches ‚nimm mich nicht!‘ rief, genommen und mit demselben eiligst die Flucht ergriff, es gar hoch aufhüpfen lassend, da jagten die Zauberer hinter ihr her und riefen den zwei das Thor hütenden Dienern des Höllenrichters zu: „An den Herzen ist ein Diebstahl begangen worden, haltet sie fest.“ Doch die zwei sagten: „Diese hat uns ein Opfer von Blut gegeben,“ und hielten sie nicht fest. Als sie dann der Schaar der Bewaffneten zuriefen sie festzuhalten, erwiederten sie: „Diese hat uns Fleisch und Kuchen gegeben“ und hielten sie nicht fest. Und als sie hierauf den beiden Widdern zuriefen sie festzuhalten, so sagten sie: „Diese hat uns Hefenkuchen gegeben“ und hielten sie nicht fest. Als sie endlich dem eisernen Alten zuriefen: „Dies Weib, das ein Herz entwendet, halt fest,“ sprach er: „Diese hat mir Branntwein gegeben“ und er hielt sie nicht fest. Die Frau aber lief furchtlos weiter und als sie, nach Hause gelangt, die Thüre des Châns öffnete und eintrat, da erschien ihr Gemahl der Chân in reizendem Schmuck, und indem sie sich so, wie sie es gewünscht, trafen, fielen sie in herzlicher Umarmung einander um den Hals.

„Die Frau hat sich wacker gehalten!“ sprach bei diesen Worten der Erzählung der Chânssohn, und Siddhi-kûr versetzte: „Sein Glück

verscherzend hat der Chân Worte entschlüpfen lassen," und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!" wand er sich los.

Aus Siddhi-kür's Erzählungen das neunte Capitel: die Geschichte von der Frau, die das Herz entwendete.

X. ERZÄHLUNG.

Er gieng hierauf abermals auf die frühere Weise den Todten zu holen. Vermittelst der stolz lautenden Worte ihn zum Herabsteigen vermögend, steckte er ihn in seinen Sack, schnürte diesen mit dem Seile zu, lud ihn sich auf den Rücken und begab sich des Weges. Siddhi-kür sprach wie früher; als jedoch der Chânssohn, ohne etwas zu sagen, mit dem Kopfe das Zeichen gegeben, da erzählte Siddhi-kür abermals eine Geschichte.

Früh vor Zeiten lebten in einem Reiche Namens Odmilsong zwei Brüder. Obwohl sie aus den gleichen Familien Frauen genommen hatten, so wurde doch der jüngere Bruder, weil der ältere in hohem Grade geizig und missgünstig war, diesem entfremdet. Einstmals machte der ältere Bruder, der sich ein tüchtiges Vermögen erworben und nach und nach reich geworden war, Anstalten, den sämmtlichen Bewohnern der Gegend ein grosses Gastmahl zu geben. Der jüngere Bruder dachte bei sich: „Obgleich mein älterer Bruder bisher nicht gut gehandelt hat, so wird er wohl jetzt, wo er einer zahlreichen Gesellschaft ein grosses Fest gibt, schon aus Aufmerksamkeit für meine Frau doch auch mich einladen." So dachte er, indess jener lud ihn nicht ein. Den andern Tag dachte er bei sich: „Obgleich er gestern keine Einladung ergehen liess, so dürfte er mich doch sicherlich heute einladen." So dachte er, indess jener lud ihn nicht ein. Den nächsten Tag dachte er bei sich: „Vielleicht lässt er die Einladung auf einen Branntwein an mich ergehen." So dachte er, wurde aber doch nicht eingeladen. Darob grämte er sich gewaltig in seinem Innern. „Heute Nacht," dachte er bei sich selbst, „wenn die Leute im Hause berauscht sind, geh' ich und werde von den im Hause befindlichen schönen Sachen etwas stehlen." Mit diesen Gedanken machte er sich auf, schlich sich in das Haus und verbarg sich heimlich in der Vorratskammer. Die Leute im Hause hatten Branntwein getrunken, bis es dunkel geworden, und lagen davon berauscht bereits im Schlafe. Die Frau des älteren Bruders führte diesen berauscht

heran und legte sich mit ihm in der Vorratskammer nieder. Nach einer Weile stand sie jedoch wieder auf, kochte Essen in einem Gefässe, nahm Fleisch und verschiedenerlei Speisen, Knoblauch, Zwiebeln und mancherlei dergleichen schmackhafte Esswaaren mit sich und gieng hinaus. Der Mann im Verstecke, noch nicht trauend, sprach bei sich selbst: „Mein Stehlen will ich erst nachher ausführen, zuvor will ich diese prüfend beobachten," und folgte hinter ihr her. Hinter dem Hause dieser Frau erhob sich ein hoher Berg mit einer schauerlichen Leichenstätte. Auf diesen stieg sie hinauf; er folgte ihr hinten nach. Inmitten eines beständig im Grün erprangenden Rasens befand sich daselbst eine weiche Steinplatte; dahin begab sie sich. Dort lag ein erstarrter Mensch ausgestreckt. Dieser war der Geliebte der Frau des älteren Bruders gewesen. In inniger Liebe ihm ergeben, wollte sie ihn nicht den Vögeln und reissenden Thieren zur Speise dienen lassen. Den Todten besuchte sie jetzt. Schon von ferne rief sie ihn mit dem Namen, und als sie unter Weinen ihn erreicht, umschlang sie den Hals des Todten. Der jüngere Bruder sass nahe dabei, alles mitansehend. Die Frau legte ihr Essen vor dem Todten zurecht und wollte es ihm reichen. Da aber die Zähne desselben, fest zusammengepresst, die Speisen nicht zermalmten, so öffnete das Weib mit ihrem eigenen kupfernen Löffel die Zähne, kaute die Speisen selbst und schob sie dem Todten vermittelst ihrer Zunge in den Mund. Plötzlich aber sprang der Löffel entzwei brechend ab von den Zähnen des Todten und schlug der Frau die Nasenspitze ab; zugleich aber wurde ihr die Zungenspitze von den zusammenklappenden Zähnen des Todten abgebissen und blieb zwischen denselben zurück. Blutend nahm das Weib ihre Essgeschirre und entfernte sich. Der jüngere Bruder kam früher als sie zurück und verbarg sich wieder in der Vorratskammer. Bald darauf kam die Frau und legte sich an die Seite ihres Mannes. Nach einer Weile, als der Mann im Schlafe zu sprechen und zu seufzen begann, rief die Frau aus: „o weh! o weh! solch ein Mann bist du geworden?" Der Mann fragte: „was ist denn geschehen?" Die Frau versetzte: „Meine Zungenspitze, meine Nasenspitze hast du abgebissen; wenn einer Frau diese beiden fehlen, was soll aus ihr werden?"

So sehr auch der Mann betheuerte: „Solches habe ich nimmer gethan," so behauptete doch die Frau: „Ich habe es leider erfahren müssen; doch morgen will ich es zur Kenntniss des Chânes bringen." So stritten sie sich unter einander. Der jüngere Bruder aber entfernte

sich, ohne in dieser Nacht zu stehlen. Des anderen Tages in der Frühe begab sich die Frau zum Chân, berichtete die erdichtete Thatsache und sprach zum Schlusse: „Mein Mann war früher nicht so; diese Nacht aber hat er etwas so Ungeziemendes gethan! was für eine Strafe eben gesetzlich ist, deren Vollzug mag er erleiden.“ In Folge dessen liess der Chân den Mann zu sich kommen, und als er sie beide einander gegenüberstellte, da brachte die Frau der glaubwürdigen Reden viele vor; der Mann dagegen vermochte kein anderes Wort herauszubringen als: „In dieser Nacht weiss ich von nichts.“ „Von dir,“ sprach der Chân, „ist das sehr ungeziemend,“ und gebot ihn an den Pfahl aufzuknüpfen. Und als er fast auf dem Punkte war zu sterben, da eilte der jüngere Bruder herbei, indem er vernahm, dass es um den älteren also stehe. Auf seine Frage, was für ein Verbrechen denn von ihm begangen worden, erzählte der ältere Bruder den ganzen Sachverhalt. Der jüngere Bruder eilte zum Chân und sprach: „Es geruhe der Chân mich anzuhören. Du nimmst vom ersten besten auf guten Glauben hin unwahre Thatsachen an; lass den älteren Bruder und dessen Frau in meiner Gegenwart auftreten, dann will ich mich deutlich aussprechen.“

Als der Chân sie an demselben Tage einander gegenüberstellte, da erzählte der jüngere Bruder ausführlich, wie die Frau seines älteren Bruders nach der Leichenstätte gegangen. „Wenn es der Chân nicht glauben will“, sprach er, „nun, in dem Munde des Todten blieb die Zungenspitze der Frau und ein Stück des kupfernen Löffels zurück, und auf der Nasenspitze des Todten klebt Blut. Schicke nur hin, um nachzusehen.“

Der Chân schickte, um nachzuschauen, und weil es sich so verhielt, wie jener gesagt, sprach er: „Du hast Recht gehabt.“ Den älteren Bruder gebot er desshalb vom Pfahl abzunehmen und liess dafür die Frau durch Aufknüpfen am Pfahle das Leben büssen.

Bei diesen Worten der Erzählung rief der Chânssohn aus: „Das war ganz in der Ordnung!“ Und Siddhi-kür versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen,“ und mit dem Ausrufe: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ riss er sich los und eilte davon.

Aus Siddhi-kür's Erzählungen das zehnte Capitel: des Mannes und der Frau Abenteuer.

XI. ERZÄHLUNG.

Darauf gieng er abermals wie zuvor hin und nahm den Siddhi-kûr auf den Rücken. Während ihrer Wanderung erzählte Siddhi-kûr folgende Sage.

Früh vor Zeiten befand sich in der Mitte eines grossen Reiches ein alter Klostertempel, zu dem, man mochte kommen von welcher Seite man wollte, die Entfernung eine Tagreise betrug, und in welchem man eine Statue des Chongschim Bodhisattva aus Thon aufgestellt hatte. In der Nähe dieses Tempels wohnten in einer kleinen Hütte ein Alter und eine Alte mit nur einer einzigen Tochter. An der Mündung eines Flusses daselbst lebte ein armer Mann. Einstmals war derselbe mit Früchten in einem Kasten zum Verkaufe derselben bis zum Ursprung des Flusses hinaufgegangen; auf seiner Rückkehr übernachtete er bei diesem Klostertempel. Indem er vor die Thüre der beiden Alten trat und lauschte, vernahm er, wie die Alte sagte: „Wir sind beide alt; wenn wir diese unsere einzige Tochter an jemanden verheiraten könnten. so wäre das gut.“ Darauf erwiederte der Alte: „Das ist wahr. Ein Mass Edelsteine und diese Tochter, welche zusammen unser Glück ausmachen, sind uns dadurch zu Theil geworden, dass wir vor dem Standbild des Chongschim Bodhisattva Opfer dargebracht und unsere Huldigung und Verehrung immer mehr erhöht haben. Nun wollen wir morgen — es ist der achte Tag des Neumondes — ein Opfer vorbereiten und den Chongschim Bodhisattva befragen, wem wir diese unsere Tochter Suvarṇadharî geben sollen, und ob sie den geistlichen oder weltlichen Stand erwählen soll.“ So sprachen sie mit einander. Indem der arme Mann das belauschte, dachte er bei sich: „Da habe ich einen Weg gefunden!“

Er drang in der Nacht in den Tempel ein, machte an der Rückseite der Buddha-Statue eine Öffnung, kroch durch dieselbe in das Innere und blieb da sitzen. In der Frühe kamen die beiden Alten sammt der Tochter und hielten das Opfer in Bereitschaft. Nachdem sie ihre Verbeugung gemacht, sprach der Vater: „Göttlicher Chongschim Bodhisattva! was ist für diese meine Tochter erspriesslicher, dass sie den geistlichen oder dass sie den weltlichen Stand wähle? Und wenn sie der Welt angehören soll, welchem Manne sie zu geben wäre erspriesslich? Entweder, wenn du es vermagst, gib jetzt Antwort, oder

offenbare deinen Willen durch einen nächtlichen Traum." Da rückte der arme Mann an die Nase des Chutuktu heran und liess den Buddha also sprechen: „Wenn diese deine Tochter sich den weltlichen Stand erwählt, so ist es für sie am erspriesslichsten; wer Morgens früh zuerst vor der Thüre deiner Hütte erscheint, dem gib sie; damit wird die ganze Sache völlig abgethan sein."

Die beiden Alten riefen voll Freude: „Chutuktu hat gesprochen!" und nachdem sie unter wiederholten vielfachen Verneigungen das Standbild umwandelt hatten, entfernten sie sich.

Des Morgens in der Frühe stieg der Arme aus dem Innern des Buddha heraus, begab sich vor die Wohnung des Alten und klopfte an die Thüre. Die Alte kam heraus und kaum hatte sie ihn erblickt, so trat sie wieder in das Zimmer zurück und sprach zu dem Alten: „Nach Buddha's Wort ist der Mann erschienen." Der Alte sagte: „das ist sehr gut, lass ihn in das Haus eintreten." Sie liessen ihn eintreten, bereiteten ihm allerlei Speisen und Getränke, gaben ihm ihre Tochter und ein Mass Edelsteine, und erzählten ihm den ganzen Hergang. Der Mann war damit zufrieden, nahm die Tochter in Empfang und begab sich sammt dem Kasten und den Edelsteinen auf den Weg. Als er in die Nähe seiner an der Mündung des Flusses belegenen Heimat gelangte, dachte er bei sich: „Ich habe dies alles den beiden Alten durch List und Trug weggenommen. Ich will jetzt das Mädchen in den hölzernen Kasten stecken, diesen in der Sandsteppe hier verbergen und stehen lassen und eine List anwenden." Mit diesen Gedanken steckte er das Mädchen sammt den Edelsteinen in den Kasten, vergrub ihn in dem Sande, kehrte in die eigene Heimat zurück und sprach überall zu den Leuten der Gegend: „Wie ich es bisher auch anstellte, so bin ich doch nicht reich geworden; jetzt muss ich die frommen Übungen dessen vollziehen, der die Furien des Hungers auszuhalten hat." Damit verrichtete er, die Leute um milde Gaben und Unterhalt anflehend, sein Gebet. Den nächsten Tag sagte er: „Jetzt müsste ich wohl das schnell zu Reichthum verhelfende Gebet verrichten," und damit suchte er sich abermals seinen Unterhalt zu verschaffen.

Bei dieser Gelegenheit geschah es, dass aus einem fremden Lande ein Chânssohn und zwei Gefährten mit Pfeil und Bogen einen Tiger mit sich führend sich die Langweile zu vertreiben vorüberzogen. Auf den Sand zeigend, wo Suvarṇadharî vergraben war, sagte der Chânssohn zu einem von ihnen: „Auf jenen schwarzen Sandhaufen dort

schiess.“ Als er nun hinschoss, der Pfeil aber nicht heraussprang, durchwühlten sie den Sand, und wie sie da näher zusahen, fanden sie, dass der Pfeil auf einen Kasten getroffen hatte. Sie öffneten ihn und fanden, als sie näher zusahen, die Edelsteine und das Mädchen darin. „Was für ein Mädchen bist du?“ fragten sie. „Ich bin,“ sprach sie, „die Tochter eines Schlangendämons.“ Der Chânssohn sprach: „Komm hier heraus und werde meine Gemahlin.“ Darauf erwiederte sie: „Ich gehe nicht; wenn ich gehen soll, so muss man einen andern in den Kasten hier hereinsetzen.“ „So kann man ja,“ hiess es, „diesen Tiger in denselben hineinstecken.“ Sie steckten den Tiger hinein und liessen ihn dort, das Mädchen aber sammt den Edelsteinen nahm der Chânssohn mit sich fort.

Inzwischen hatte der Arme die rasch zu Reichthum verhelfenden frommen Übungen beendet und dachte bei sich: „Edelstein und Mädchen will ich nun holen; wenn ich das Mädchen tödte und die Edelsteine verkaufe, so werde ich reich werden.“ In diesen Gedanken machte er sich auf sie zu holen. Er zog den Kasten aus dem Sande hervor, nahm ihn auf den Rücken, kam damit nach Hause und setzte ihn in einem andern als dem gewöhnlichen Gemache nieder. Zu seiner Frau sprach er: „Ich will, indem ich heute Nacht das rasch zu Reichthum verhelfende Gebet wiederhole, mich einschliessen; wenn auch ein lauter Lärm sich erheben sollte, so komm doch nicht herein.“ Also gebot er. Indem er aber fürchtete, dass das Mädchen entwischen könnte, machte er im Gemache einen Platz zurecht, ihr die Brust zu durchbohren, entledigte sich seiner Gewänder und sprach, den Deckel vom Kasten abnehmend: „Mädchen, hast du dich in deinem Herzen nicht geänstigt?“ Kaum aber hatte er ihr zugerufen herauszukommen, als plötzlich der Tiger aufsprang und sich auf ihn warf. In grosser Angst rief er: „Ach ein Tiger ist gekommen! Frau, Kinder, kommt schnell!“ Doch während er ein gewaltiges Geschrei erhob und nackt mit dem Tiger ringend hin und her sich wälzte, sagten Frau und Kinder, die es hörten, lachend zu einander: „Ach Vater, wie mühevoll ist doch dies rasch zu Reichthum verhelfende Gebet!“ Als sie in der Frühe nachzuschauen giengen, lag innen im Gemache ein an Maul, Schnauze und Füssen blutiger buntgestreifter Tiger da, der Körper des Vaters aber war ganz in Stücke zerrissen.

Im Verlaufe der Zeit hatte jene Frau vom Chân drei Söhne geboren und lebte in allem und jedem vollkommen untadelhaft. Einstmals

aber liessen sich die Minister und die Untergebenen also vernehmen: „Dieser unser Chân ist auf unrechtem Wandel begriffen; ein unter der Erde hervor gezogenes Mädchen hat er zur Gemahlin sich erkoren; obgleich Söhne da sind, was will das heissen, wenn kein mütterlicher Oheim da ist?“ So sprachen sie unter einander, und die Chânin, es hörend und darob in ihrem Herzen eben nicht sehr sich freuend, dachte bei sich: „Obgleich ich drei Söhne geboren habe, so will ich doch, da diese Reden der Leute hier schlecht sind, von hier weg zu meinen bejahrten Eltern mich zurückbegeben.“

Am fünfzehnten in der Nacht, als der Mond sein Licht verbreitete, verliess sie die Königsburg und machte sich auf den Weg. Als sie aber auf ihrer weiteren Wanderung zur Mittagszeit dem Lande der Eltern nahe gekommen war, traf sie daselbst an einer Stelle, wo früher nichts war, eine Schaar Ackersleute, welche emsig mit der Bestellung der Felder beschäftigt waren; bei ihnen befand sich ein schmucker Jüngling, der Speisen und Getränke verschiedener Art bereitete. Dieser sprach: „Frau, woher kommst du?“ „Ich bin,“ versetzte sie, „von weit her gekommen; hinter diesem Berge hier wohnten meine Eltern; um nach ihrem Wohlbefinden mich zu erkundigen, habe ich die Reise unternommen.“ „Du bist also,“ erwiederte jener, „ihre Tochter?“ „Ich bin es in der That,“ sprach sie. Jener versetzte: „Ich bin ihr Sohn; ich hatte eine ältere Schwester, erzählte man mir; diese bist offenbar du; setze dich hieher und geniess von diesen Speisen und Getränken, dann gehen wir ganz und gar mit einander.“

Als sie darauf mit einander weiter giengen und sie vom Berge hinab schaute, da erblickte sie an der Stelle der früheren Hütte eine ungeheure Menge Paläste weit prachtvoller denn eine fürstliche Residenz; sie waren mit Fahnen und flatternden Seidenstoffen geschmückt; der nahe dabei befindliche Klostertempel des Chongschim Bodhisattva war weit herrlicher als der frühere und mit Gold, Diamanten, herabhängenden Seidenstoffen sowie mit weithinschallenden Glocken prachtvoll ausgestattet. Indem sie diese Pracht schaute, fragte sie: „Wem gehört alles das?“ „Alles das,“ sprach der Bruder, „ist unser; seit deiner Abwesenheit ist es hergestellt worden. Vater und Mutter befinden sich beide wohl und sind glücklich.“ Als sie dann anlangten und eintraten, da gab es eine Fülle von Pferden und Maulthieren und von dergleichen kostbarem Hab und Gut. Die Eltern sassen beide auf seidenen Pölstern. Beim Anblick ihrer Tochter sprachen sie: „Du bist doch wohl

und glücklich? Dass du uns beide noch vor unserem Tode besucht hast, das ist sehr schön.“ Es war eine grosse Freude, und über alles, was inzwischen vorgefallen, wurde beiderseits weitläufig hin und her gefragt. Zuletzt erzählte die Tochter, in welcher Weise Chân und Minister sich über sie ausgelassen. Bei so bewandten Umständen lud man den Chân sammt dem ganzen Gefolge ein und überhäufte sie mit kostbaren Geschenken aller Art und bewirthete sie mit Speise und Trank drei Tage hindurch. Da sprach der Chân: „Unser Gerede, dass die Chânin keine Verwandtschaft habe, war offenbar falsch.“

Mit diesen Worten zog der Chân sammt dem ganzen Gefolge jetzt alles glaubend wieder von dannen.

Da sich aber die Chânin von den Eltern noch nicht trennen konnte, so blieb sie noch einen Tag und die Nacht bis spät bei ihnen, wobei sie sich nach Herzenslust unterhielten. Des andern Tags früh erwachte sie beim Ergilben der Morgenröthe. Da das Kopfkissen hart und die Polster dünn geworden waren, rief sie: „Was ist denn da geschehen? ich war doch diese Nacht bei meinen Eltern auf Besuch; Kopfkissen und Polster waren ja mit Seidenstoffen bedeckt.“ Sie stand auf und als sie sich umsah, da war die frühere kleine Hütte zerfallen, die Eltern waren todt, ihre Gebeine lagen ausgebleicht und vermodernd da. Nirgends war ein Polster, als Kopfkissen lag eine Steinplatte da. Bei diesem Anblick ward sie von Trauer ergriffen. Nun gedachte sie nach dem Klostertempel sich umzuschauen. Wie sie sich umzuschauen hinkam, da war der Klostertempel eingestürzt und das Standbild des Buddha fand sie zertrümmert. Da sprach sie: „Wahrlich hier war durch eine göttliche Verwandlung meine Verwandtschaft wiedererstanden! Jetzt hat man den Chân sammt seinem Gefolge gewiss zufrieden gestellt! nun will ich dahin zurückkehren.“ Mit diesen Worten begab sie sich auf den Weg. Als sie anlangte und die Minister nebst den sämmtlichen Unterthanen ihre Chânin schon von weitem kommen sahen, sprachen sie: „Diese unsere Chânin hat eine vornehme Verwandtschaft und die von ihr gebornen Söhne sind edel, die Chânin selbst ist reizend schön und mit allen Vorzügen ausgestattet.“ Mit diesen Worten eilten sie ihr zum Empfange entgegen und geleiteten sie in den Residenzpalast.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der Chânssohn: „Auf die Weise wahrlich war das eine hochbeglückte Frau!“ und Siddhi-kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte

entschlüpfen lassen!“ und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!“ wand er sich los und eilte flugs davon.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das elfte Capitel: die Geschichte des Mädchens Namens Suvarṇadharî.

XII. ERZÄHLUNG.

Als er hierauf abermals in der vorigen Weise, den Siddhi-kûr zu holen, sich nach dem kühlen Todtenhaine begeben und die stolz lautenden Worte gesprochen hatte, kam der Todte herabgestiegen. Er steckte ihn in den Sack, band diesen mit dem Seile zu, verzehrte seinen Butterkuchen, lud ihn auf den Rücken und trat die Wanderung an. Siddhi-kûr wiederholte seine früheren Worte. Als der Chân, ohne etwas zu erwiedern, mit seinem Haupte das Zeichen gegeben, erzählte Siddhi-kûr abermals eine Geschichte.

Früh vor Zeiten war einmal ein sehr gesegnetes Land, „Blumenschmuck“ geheissen. Ringsum an den äusseren Grenzen gab es eine Fülle von Sandel- und Mangobäumen, von Reben und verschiedenen Obstbäumen, das Innere desselben war reich an verschiedenartigen Feldfrüchten und sanft hinströmenden Flüssen. Mitten in solch einem Lande lag eine Stadt, die „goldene“ genannt, von Vorstädten rings umgeben. Dort herrschte ein Chân mit dem Beinamen „der mit dem Kinder-Verstand“ *(küwön ojôtu)*. Einmal zu einer Zeit sprach er zu einem Manne aus seinem Volke, welcher „der mit dem hellen Verstande“ *(gegên uchâtu)* zubenannt war: „Man nennt dich den mit dem hellen Verstand‘; wenn das wahr ist, so entwende mir stehlend diesen meinen Lebenstalisman; bist du im Stande ihn zu entwenden, so gebe ich dir Geschenke, die dir Freude machen werden; vermagst du es nicht, so verheere ich deine Heimatsstätte und reisse die Augen dir aus.“

Obgleich der Mann sich zu bemerken erlaubte: „das bin ich nicht im Stande“, so erliess es ihm der Chân doch nicht, und jener versprach, in der Nacht des fünfzehnten den Diebstahl zu versuchen.

Der Chân aber band darauf den Edelstein an einen Pfeiler an, und nachdem er daran ganz fest sass, liess er, ohne sein Thor zu schliessen, von seinen Leuten strenge Wache halten. In der Nacht des fünfzehnten nun nahm der verständige Mann trefflich mundenden Reisbranntwein mit sich und bot ihn den Wache haltenden Thürhütern des Chânes an.

Dabei sprach er: „Obwohl ich dem Chân erklärte: ‚den Edelstein zu entwenden bin ich nicht im Stande', so hat er mir doch keine Nachsicht gewährt." Während er so sprach, machte er sie trunken. Darauf nahm er eine steinhart gewordene Blase, eine aus Gras verfertigte Mütze und drei Steine mit sich und begab sich um Mitternacht zum Residenzpalast des Châns. Den Wächtern am Thore hatte der Chân geboten, die Wache zu Pferde zu halten. Diese waren von der Schläfrigkeit überwältigt worden, und da sie sich dem Schlummer überlassen hatten, so gewann er das Thor. Er führte einen nach dem andern hinweg, nahm sie von den Rossen herab und setzte sie wie zu Pferde auf eine eingestürzte Mauer von Lehm. Hierauf trat er in das Innere des Palastes ein. In der Küche lagen die Diener, ohne die Kleider auszuziehen, in der Nähe des Feuers, mit der Vorbereitung zum Anzünden desselben beschäftigt, eingeschlafen. Dem, der dem Feuer zunächst lag, zog er die Grasmütze über den Kopf und dem nächsten steckte er die drei grossen Steine in die Aermel. Als er darauf in das Zimmer des Châns kam und dieser im Schlaf lag, zog er ihm die steinharte Blase über. Den Lebenstalisman hatte man zwar am Pfeiler angebunden, aber die Leute lagen schlafend rings um ihn herum; diese band er mit ihren Haaren zusammen. Dann ergriff er den Talisman und lief mit ihm davon. Da ertönte es von allen Seiten: „Ein Diebstahl wurde verübt!" Die an den Haaren Zusammengebundenen riefen: „zieh mich nicht, zieh mich nicht!" und verblieben in ihrer gebückten Stellung. Der Chân aber sprach zu ihnen: „Schnell, eilt nach! nicht nur der Talisman ist entwendet, sondern hier auf meinem Kopf liegt auch ein Felsstück." Dem Diener rief er zu: „Zünde schnell das Feuer an!" Als dieser das Feuer anblies, ergriff die Flamme die Grasmütze und es brannte ihm der Kopf. Und indem der nächste seine Ärmel schüttelte und hineinfahren wollte, schlug er sich drei Beulen am Kopf und blieb, ohne dem Dieb nachzueilen, ruhig sitzen, mit der Pflege seiner Beulen sich beschäftigend. Als er den Wächtern zurief: „Ein Diebstahl wurde verübt, schnell, eilet nach!" da geschah, weil sie vom Branntwein berauscht waren, nichts anderes, als dass sie auf der Lehmmauer, die sie ritten, hin und her voltigirten. Und so entkam er mit dem Talisman nach der eigenen Behausung.

Des andern Tags begab er sich zum Chân. Der Chân sass zornig da. Der Mann mit dem hellen Verstande sprach: „Der Chân zürne nicht in seinem Herzen; dem Chân werd' ich den Edelstein noch zurück-

geben." Der Chân aber sprach: „Den Talisman stelle ich dir zur Verfügung. Deine übrigen Handlungen in dieser Nacht mögen so hingehen! Dass du mir aber eine Blase über den Kopf gezogen, das war gefehlt. Ich fürchtete mich, indem ich dachte, dass sie mir den Kopf ausgesogen. Führt diesen Menschen auf den Richtplatz und haut ihm den Kopf ab." Der Mann dachte: „Dieser Chân, wie er auch handeln mag, handelt nicht gut." Voll Zorn schlug er den Lebenstalisman auf einen Stein; da floss das Blut aus der Nase des Châns, worauf er starb.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der Chânssohn: „Was für ein drolliger Chân war das doch!" und Siddhi-kûr versetzte: „Sein Glück verscherzend hat der Chân seinem Munde Worte entschlüpfen lassen," und mit dem Ausruf: „In der Welt nicht zu bleiben ist gut!" wand er sich los.

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das zwölfte Capitel: die Geschichte vom Chân mit dem Kinder-Verstand.

XIII. ERZÄHLUNG.

Hierauf gieng er wieder wie das vorige Mal hin und lud sich den Todten auf den Rücken, und während ihrer Wanderung erzählte Siddhi-kûr abermals eine Geschichte.

Früh vor Zeiten lebte einmal in einem weitentlegenen Lande ein Brahmanensohn. Dieser verkaufte sein eigenes Ackerland um drei Klafter Tuch, lud sie einem Esel auf und zog in ein fremdes Land. Unterwegs begegnete er einer Schaar Jungen, welche eine Maus ergriffen hatten. Sie hatten ihr einen Strick um den Hals gebunden, steckten sie in das Wasser und zerrten sie hin und her. Da sie dieselbe so quälten, fühlte er Mitleid und konnte es nicht länger mitansehen. „Ach ihr Jungen," sagte er, „die Sünde ist gross, lasset sie los." Doch die Jungen sprachen: „Weil wir sie benöthigen, desshalb ward sie ergriffen; du bist ein voreiliger Mensch." „Nun, wenn dem so ist," sprach jener, „so will ich den Preis dafür geben." Und indem er eine Klafter Tuch dafür gab, bewirkte er, dass sie die Maus losliessen.

Auf seinem weiteren Wege traf er abermals eine Schaar Jungen, die einen jungen Affen festhielten und unter Faustschlägen zum Spielen anhielten. Da dieser jedoch, weil er nicht spielen konnte, nur zitternd auftrat, und sie ihm mit den Worten: „Spiele doch ordentlich",

immer wieder Faustschläge versetzten, so empfand der Mann inniges Mitleid. Da die Jungen jedoch trotz seiner Aufforderung den Affen loszulassen, ihn nicht losliessen, so gab er ihnen wieder eine Klafter Tuch, nahm den Affen und liess ihn in den Wald laufen.

Als er von hier weiter gieng, traf er in der Nähe einer Stadt wieder eine Schaar Jungen, die einen jungen Bären hatten, den sie durch Reiten und dergleichen Neckereien quälten. Indem er sich seines Mitleids nicht zu erwehren vermochte, gab er wieder eine Klafter Tuch hin, nahm den Bären und liess ihn in den Wald laufen.

Da er nun mit seinem Tuche zu Ende war, so dachte er, seinen Esel vor sich her treibend, auf seinem Wege: „Da ich zum Handeln hieher gekommen bin, so ist jetzt, nachdem meine Waaren dahin sind, einen Gewinn zu erzielen unmöglich; ich will aus dem Palaste des Chânes zu stehlen versuchen.“ So denkend band er seinen Esel im dunkeln Walde an, drang in den Palast des eigenen Chânes ein, nahm aus der Vorratskammer eine Last Seidenstoffe und wollte mit ihr auf dem Rücken sich davon machen. Doch am Thor erblickte ihn die Chânin. „O, dieser Mensch hat aus dem Palaste gestohlen!“ rief sie ganz laut. Da liefen die Leute von allen Seiten herbei, ergriffen den Mann und übergaben ihn dem Chân. Der Chân sprach: „Das ist keine Art! Man baue einen Kasten von Menschengrösse, lege ihn in denselben hinein, nagle mit eisernen Nägeln ihn zu und werfe ihn ins Wasser.“ So gebot er und dem Befehle gemäss warf man ihn in das Wasser. Der Wind aber trieb den Kasten an einen Baum mitten auf dem Wasser, an welchem er hängen blieb. Weil jedoch das Athmen im verschlossenen Kasten beengt war, so war er fast dem Tode nahe, als an der Aussenseite des Kastens etwas zu zerren anfieng. Als der Nagel ein wenig nachgegeben und er durchblicken konnte, da war es die früher von ihm losgekaufte und freigelassene Maus. Die Maus sprach: „Warte nur einen Augenblick ganz ruhig, ich will die andern zwei Gefährten rufen und komme gleich wieder.“ Damit gieng sie fort. Weil er aber etwas geathmet hatte, so starb er nicht. Die Maus war inzwischen zu dem Affen hingelaufen und hatte ihm den Vorfall gemeldet. Der Affe kam und machte eine bedeutende Spalte in den Kasten. Darauf kam der Bär, zertrümmerte den Kasten, zog ihn aus dem Wasser heraus und setzte ihn auf einen geräumigen Werder im Flusse. Die drei brachten ihm dann Obst und dergleichen Nahrungsmittel, welche sie zerbissen, und gaben ihm zu trinken; er nahm das Gereichte zu sich. Während

er nun, nicht im Stande aus dem Wasser herauszukommen, ruhig dasass, erblickte er einmal, nachdem es Nacht geworden, auf einer grossen Ebene einen glänzenden Lichtschein. Er schickte den Affen hin, um zuzusehen. Dieser fand einen Edelstein, so gross wie das Ei des Vogels Tomi, und überbrachte ihn dem Sohn des Brahmanen. Kaum hatte der Brahmanensohn den Wunsch ausgesprochen aus dem Wasser herauszukommen, da war dieser sein Wunsch erfüllt. Ferner sprach er folgenden Wunsch aus: „Mitten auf einer grossen Ebene schaffe der Talisman eine grosse Residenzstadt und in derselben Räume für Pferde und einen Drachen-Palast; in dem Kreise der Umgebung sollen Bäume allerlei Art emporsprossen und Quellen von heiligem Wasser strömen; das Innere aber sei mit mancherlei verschiedenartigen Habseligkeiten und Schätzen angefüllt!" Wie sein ausgesprochener Wunsch lautete, so hatte der Talisman, als kaum des Morgens seine Augen erwachten, alles in Erfüllung gebracht.

Während er nun im ruhigen Genusse seines Glückes dahin lebte, kamen einstmals zahlreiche Handelsleute, und als sie das sahen, riefen sie staunend unter einander: „Was ist das? früher war hier eine leere Ebene; jetzt hat sich das alles so wundervoll gestaltet!" Der Führer dieser Handelsleute begab sich zu dem Brahmanensohn und fragte ihn darüber. Als dieser den ganzen Hergang erzählt und den Talisman gezeigt hatte, sprach der Karawanenführer: „Dir ist alles in höchster Vollkommenheit zu Theil geworden; damit kannst du wahrlich zufrieden sein; die sämmtlichen Lastthiere nebst den ihnen aufgebürdeten Lasten der Kaufleute hier überreiche ich dir; doch diesen deinen Talisman überlass dafür mir." Und er gab den Edelstein dem Karawanenführer.

Der Brahmanensohn war diese Nacht auf Polstern von Seidenstoffen eingeschlafen; doch als bei Tagesanbruch seine Lagerstätte hart und rauh war und er beim Erwachen zusah, da waren Palast und alle die übrigen Habseligkeiten und Schätze spurlos verschwunden und er befand sich wieder auf seinem früheren angeschwemmten Werder im Flusse. Während er dort in Kummer versunken sass, kamen seine drei Freunde und fragten: „Was für ein Unglück ist denn geschehen?" Und als er ihnen den ganzen Hergang erzählt, da sprachen sie: „Ach, du bist doch ein leichtsinniger Mensch! Wohin ist jetzt der Mann gegangen, der deinen Talisman mitgenommen? Wir drei sind vielleicht im Stande ihn zu holen; lasst uns ihn suchen gehen." Mit diesen Worten

entfernten sie sich. Als sie ihn erreicht hatten, da fanden sie jenen Karawanenführer jetzt in der Fülle der Macht und des Glanzes ein gar herrliches Leben führen. Da jedoch der Affe und der Bär durch das Thor nicht hinein konnten, so schickten sie die Maus ab, um zu sehen, wo er den Edelstein hingelegt hatte. Diese kroch durch das Schlüsselloch der Thüre hinein. In einem geglätteten, glänzenden Hausgemache lag der Karawanenführer schlummernd. In einer Ecke dieses Zimmers hatte man Reis aufgehäuft, den Edelstein an eine Pfeilkerbe gebunden und den Pfeil in diesen Reishaufen gesteckt. Neben demselben aber erblickte die Maus zwei grosse Katzen angebunden. Da sie desshalb nicht in die Nähe des Wundersteines gelangen konnte, so kam sie zu ihren zwei Gefährten zurück und erzählte es ihnen. Da sprach der Bär: „Nun, wenn dem so ist, so gibt es kein Mittel, lasst uns zurückkehren.“ Der Affe aber sprach: „Ich weiss noch ein Mittel. Du Maus geh hin, und wenn du heute Nacht die Haare des Karawanenführers zerbeissest, wen wird er dann morgen Nacht dort neben dem Kissen anbinden? Dann bist du im Stande den Edelstein zu entwenden.“ Mit diesem Auftrage entliessen sie die Maus. Sie gieng somit hin und zerbiss seine Haare. Den andern Tag, als der Karawanenführer erwachte und aufstand, fielen ihm die Haare in Masse nieder. Wie ihm diese von seinem Haupte abfielen, da machte er sich unruhige Gedanken und sprach: „Heute Nacht hat eine Maus meine Haare zerbissen; jetzt ist es dringend nöthig Vorkehrungen dagegen zu treffen. Um mein noch übriges Haar bewachen zu lassen, binde man die beiden Katzen hier neben meinem Kissen an.“ Und so liess er sie anbinden.

Diesen Abend warteten der Bär und der Affe beide aussen und schickten die Maus hinein, den Edelstein zu stehlen. Die Maus gieng und war sehr erfreut darüber, dass die Katzen nicht mehr in der Nähe des Reishaufens sich befanden. Als sie jedoch den Edelstein nehmen wollte, konnte sie nicht zu dem Pfeile gelangen. Nachdem sie leer zurückgekommen war, sprach der Bär: „Jetzt gibt es kein Mittel, lasst uns zurückkehren.“ Der Affe aber versetzte: „Ich weiss noch ein Mittel. Du Maus geh hin, und wenn du den pfeilbesteckten Reis umwühlst, so wird der Pfeil umfallen. Alsdann bring den Edelstein hieher, ihn vor dir herrollend.“ Mit diesem Auftrag entliessen sie die Maus. Die Maus nahm auch auf diese Weise den Edelstein mit sich fort. Doch da sie ihn aus dem Schlüsselloch der Thüre nicht herausbringen konnte, so gieng sie erschöpft hinaus und sprach zu ihren Gefährten: „Bis zur

Thüre habe ich ihn gebracht; allein aus dem Schlüsselloch der Thüre konnte ich ihn nicht herausbringen". Da sprach der Bär: „Jetzt gibt es kein Mittel. In dem Schlüsselloch haben wir beide der Affe und ich nicht Platz; lasst uns gehen." Der Affe versetzte: „Ich weiss noch ein Mittel. An dem Schwanze der Maus binde ich einen Faden an; du Maus umfasse dann fest mit deinen vier Füssen den Edelstein, und ich werde am Faden deines Schwanzes ziehen." Auf diese Weise zogen sie die Maus heraus und erhielten den Edelstein.

Indem sie sagten: „die Maus hier hat sich was abgemüht!" setzte sich der Affe auf den Bären, steckte die Maus in sein Ohr, nahm den Edelstein in den Mund und so zogen sie eilig dahin. Beim Übersetzen über ein Wasser sprach der Bär: „Edelstein, Affe und Maus, euch alle drei habe ich auf den Rücken genommen, meine Kraft ist gross." Da die Maus schlief, der Affe aber sich fürchtete den in seinem Munde befindlichen Edelstein fallen zu lassen, so erfolgte keine Antwort. Darüber erzürnend sprach der Bär: „Wollt ihr beide nicht antworten, so werfe ich euch ins Wasser". Indem nun der Affe ausrief: „Wirf ja nicht!" fiel der Edelstein ihm aus dem Munde. Als sie aus dem Wasser heraus waren, sagte der Affe: „Du Bär bist doch wahrlich ein unverständig Geschöpf!" Indem er so schmähte, hörte es die Maus und fragte: „Was gibt es?" Der Affe erzählte, was der Bär angestellt, und fuhr dann fort: „Jetzt ist die Sache schwieriger als früher; aus dem Wasser können wir ihn nicht herausfinden; lasst uns zurückkehren." Die Maus aber versetzte: „Ich bin im Stande ihn durch ein Mittel herauszuschaffen, ich will zusehen, bleibt ihr beide nur hier in der Ferne sitzen." Mit diesen Worten liess sie dieselben dort sitzen. Sie selbst aber lief am Rande des Wassers laut rufend auf und nieder. Die Bewohner des Wassers sprachen: „Du Maus, was bedeutet diese Eile?" Die Maus erwiederte: „Habt ihr es nicht gehört? ein Kriegsheer nahet, das nicht auf dem trockenen Lande, nicht auf dem Wasser Platz hat." „Was ist denn jetzt," fragten jene weiter, „für eine Vorkehrung dagegen zu treffen?" Die Maus sprach: „Dagegen gibt es kein anderes Mittel: nur wenn man zwischen dem trockenen Lande und dem Wasser ein Wehr errichtete, das wäre zweckmässig." Auf diese Worte schleppten die Wasserbewohner Steine herbei, übergaben sie der Maus, und diese machte den Baumeister. Als die Höhe eine Spanne betrug, da brachte ein Frosch den Edelstein dahergerollt und sagte: „Schwerer als der ist kein Stein!" Da rief die Maus den Affen herbei und mit den Worten:

„hier ist er“, ihn zeigend, übergab sie ihm denselben. Der Affe freute sich und sprach: „Der Verstand der Maus ist scharf.“

Der Affe steckte die Maus wieder in sein Ohr und setzte sich auf den Bären. Als sie zu dem Brahmanensohn gelangten, war dieser vor Hunger fast dem Tode nahe. Nachdem der Affe den Edelstein übergeben hatte, sprach jener: „Ihr, meine Freunde, habt euch um mich sehr verdient gemacht!“ Und kaum hatte er wieder den Wunsch ausgesprochen, aus dem Bereiche des Wassers herauszukommen, da erhob sich ein Palast, weit herrlicher, denn eine fürstliche Residenz. Zahllos an Menge waren die Unterthanen. Früchtebeladen sprossten Bäume verschiedener Art. Mancherlei Vögel liessen ihre melodischen Stimmen ertönen. Von Blumen verschiedener Art war beständig eine Fülle vorhanden, wohlschmeckende Früchte gab es in Menge. An allerlei reizend schönen Kostbarkeiten, an denen man sich kaum satt sehen konnte, war eine ungemeine Fülle. Weit herrlicher als ein Drachen-Palast war diese Residenz.

Weiter sprach der Brahmanensohn an seinen Talisman folgenden Wunsch aus: „Wenn du wahrhaftig und wirklich ein Wunderstein bist, so lass, da ich keine Gemahlin habe, aus dem Reiche der Götter eine Brahmatochter erscheinen und mache sie zu meiner Gemahlin.“ Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, so war eine Göttertochter erschienen, von Gespielinnen zahllos an Menge umgeben. Indem er mit ihr in Freude und Lust ein glückliches Leben führte, erblühten ihm hundert reizende holde Söhne.

Bei diesen Worten der Erzählung sprach der auf glücklichem und gutem Pfade wandelnde Chân: „So ein hochbeglückter Chân war das!“ und Siddhi-kûr versetzte: „O Chânssohn, vortrefflich, vortrefflich!“ und ganz in der Nähe von Meister Nâgârǵuna machte er sich los und flog durch die Lüfte davon.

Da liess der Meister seinen Ausspruch also ergehen: „Obgleich du nun durch deine Busse deine Schuld gesühnt hast, so hast du doch das Glück der Gesammtheit der Bewohner auf Ǵambudvîpa nicht befördert; weil du aber in eigener Person dreizehn Mal den Siddhi-kûr auf dem Rücken getragen, so sollen alle übrigen Könige, wer sie auch seien, in diesem Leben nimmer an Glücksgütern mit dir sich vergleichen können.“

Aus Siddhi-kûr's Erzählungen das d r e i z e h n t e Capitel: die Abenteuer des Brahmanensohnes.

ANMERKUNGEN.

Einleitung.

S. 1. Z. 1—5. *Nâgârǵuna.* Stifter der *Mahâjâna*-Lehre und Oberhaupt des Systems der *Madhjamikas* im Buddhismus. Er heisst im Verhältniss zu *Çâkjamuni* dem Gründer des Buddhismus, der zweite Lehrer. *Garbha* (sanskr. Mutterleib, Leibesfrucht, Blumenkelch) wird den Namen beigefügt. S. Wassiljew, W., Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Literatur. Aus dem Russischen übersetzt. 8°. St. Petersburg 1860. S. 294. Über das Leben des *Nâgârǵuna* überhaupt Wassilj. S. 83. 219—221. 232—234.

Gefäss. Die ganze buddhistische Literatur wird in „drei Gefässe", skr. „drei Körbe" *(tripiṭaka)* getheilt. Wassilj. S. 118.

Die Mittel-, Central-, *Madhjamika*-Lehre ist eben die durch *Nâgârǵuna* begründete Schule im Buddhismus. Sie heisst die Lehre des „wahren, echten, genauen, geraden Sinnes" (skr. *paramârtha*) im Gegensatz zu der des „ungenauen, schrägen Sinnes" (skr. *sanvṛti*), welcher Gegensatz das Streitobject der *Madhjamikas* und *Jogâtschârjas* bildet. Wassilj. S. 321—367. Unser Verfasser ist daher Anhänger der *Madhjamikas.* Er beginnt sein Werk mit der Anrufung des Stifters der Schule.

S. 1. Z. 14. Indiens Mittelreich = *Magadha*, von wo die Buddha-Lehre ausgieng.

S. 2. Z. 2 v. u. *Bede* wohl = *Botha*, *Bothanga* (alter Name Tibets). Vgl. übrigens Schmidt, I. J., Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfasst von *Ssanang Ssetsen* u. s. w. 4°. St. Petersburg 1829. S. 415, 13.

S. 3. Z. 2 v. u. *Siddhi-kûr* heisst der mit der *Siddhi* (skr. Vollkommenheit, Vollendung, übernatürliche Macht in Folge des Zaubers, magische Zauberkraft) begabte Todte, und entspricht dem skr. *Vetâla.* „*Vetâlas* sind vampirartige Gespenster, die von den Leichen der Verstorbenen sich nähren, auf den Leichenstätten ihr unheimliches Wesen treiben und namentlich in den Körpern der Hingerichteten ihre Wohnung aufschlagen; durch Zaubergewalt kann der Mensch sich einen *Vetâla* dienstbar machen, um schwierige, menschliche Kräfte übersteigende Abenteuer zu bestehen". H. Brockhaus, Berichte über die Verhandl. d. königl. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig. Philol.-hist. Classe. 1853. S. 181. Vgl. über diese *Vetâla-siddhi* Wassilj. S. 214 f. und über die Siddhi überhaupt S. 209—218. Es gibt deren acht Arten, wovon an unserer Stelle zwei genannt werden: die Kunst Gold zu machen und eine lange Lebensdauer (hier 1000 Jahre). Das Zauberwesen wurde im Laufe der Zeit zu einer der Hauptentstellungen des Buddhismus.

S. 4. Z. 4. *Ǵambudvîpa* (skr. Insel des *Ǵambu*, wo die *Eugenia Jambu* wächst) nach buddhistischer Kosmologie der mittelste von fünf Welttheilen, die als Inseln gedacht werden, vorzüglich Indien, dann das ganze bekannte Festland begreifend.

S. 4. Z. 18. 21. 24. lauter mystische Formeln.

S. 4. Z. 27. Der „weisse" Mond ist der wachsende; die Axt hat also die Gestalt der Mondsichel.

S. 5. Z. 12 ff. Es spricht aus dem Todten natürlich der in ihm hausende *Vetâla*.

I. Erzählung.

S. 6. Z. 20. Die Himmelsgötter sind Übergangswesen von der Menschheit zur Buddha-Natur. Sie wohnen in den Götterhimmeln und gehören so gut wie die Menschen in die dritte oder unterste Welt. Der ätherische Leib auch der niedrigsten dieser Götter oder Genien widersteht dem Alter und der Auflösung weit länger als der menschliche; auch können sie andere Gestalten annehmen und sich unsichtbar machen, eine Gabe, die der Erdenbewohner selten erwirbt. Schott, W., Über den Buddhaismus in Hochasien und China. 4°. Berlin 1846. S. 5.

S. 7. Z. 2. s. die vorige Note.

S. 7. Z. 6 v. u. *Garuḍa* ist der indische Wundervogel, Fürst der Vögel, Träger *Viṡnu's*.

II. Erzählung.

S. 10. Z. 15. Drachenfrösche. Die Drachen, Schlangen, Schlangendämonen (skr. *nâga*, tibet. *ḵlu*) spielen in der indischen Mythologie eine grosse Rolle. Sie gehören zu den göttlichen, Wunderkräfte besitzenden Thieren. Der Schlangenfürst ist *Çêṡa*.

S. 13. Z. 1. Balinge sind pyramidale Teigfiguren, die gewöhnlich beim Streuopfer angewendet werden.

III. Erzählung.

S. 19. Z. 10 v. u. Schimnu, Schumnu (= skr. *Kâma* oder *Mâra*) ist der buddhistische Teufel, der „Versucher", das personificirte Böse. Er ist der Gott der Liebe, der Sünde und des Todes, der Fürst dieser Welt, d. i. der dritten, untersten Welt, der gesammten Welt des Verlangens, thronend im sechsten, obersten Himmel derselben, erhaben über alle Naturgötter. Sein Reich ist das der Sinnlichkeit. Die *Schumnu* verlocken und reizen, versuchen, verführen, um das Wesen in seinem Streben nach Vollkommenheit zu hindern; sie erscheinen bald in männlicher bald in weiblicher Hülle. Schmidt zu *Ssanang Ssetsen* S. 310, 45—312.

S. 20. Z. 6 v. u. *Churmusta* = Indra. Der Herrscher der niedern Götter, König der Erd- und Elementargeister. Sein Himmel ist der Sitz aller sinnlichen Freuden. „Indra wird oft von den Dämonen, die neidisch auf die Reize seines Paradieses sind, bekriegt; selbst in sinnliches Wohlleben verloren, kann er ihnen nur durch den kräftigen Arm eines irdischen Helden Widerstand leisten." Brockhaus zu Somadeva Bhaṭṭa I. 213. Daher hilft ihm hier *Massang* gegen die *Schimnus*.

S. 21 unten. Entstehung des Siebengestirns nach buddhistischer Anschauung.

IV. Erzählung.

S. 24. Z. 24. Die Fünfzahl ist sehr häufig. Wassilj. S. 207. 212.

S. 24. Z. 25 ff. Baling = Teigfigur.

S. 26. Z. 16. 17. *Râkschasas* (skr.) sind böse den Menschen feindliche Dämonen, lüstern nach ihrem Fleisch, Vampire, von scheusslichem Aussehen; sie können sich aber in reizende Gestalten verwandeln, um desto leichter zu berücken. *Manggus* ist der synonyme mongolische Ausdruck.

V. Erzählung.

S. 32. Z. 19. Die ganze Lehre des Buddhismus beruht auf der Lehre von der Wiedergeburt. Jedes Wesen durchläuft eine unbegränzte Zahl von irdischen Geburten, die je nach den Handlungen einer früheren Periode in höheren oder niederen Regionen erfolgen. Selbst die Götter sind diesem Geburtswechsel unterworfen, bis die höchste Stufe erreicht, bis das Wesen Buddha geworden, in den *Nirvâna* eingegangen ist.

S. 32. Z. 5 v. u. Drachenfürsten. S. zu S. 10. Z. 15.

S. 32. Z. 4 v. u. aus dem Tigerjahr. Die mongolische Zeitrechnung ist ein 60jähriger Cyclus, dessen einzelne Jahre nach 12 Thieren benannt werden mit Vorsetzung von 5 Stoffen (Holz, Feuer, Erde, Eisen, Wasser), von welch letztern jeder noch die zwei Prädicate männlich und weiblich vorgesetzt erhält. Durch diese Unterscheidung ist in einem 60jährigen Cyclus keine Verwechslung möglich. Der letzte Cyclus reichte von 1804—1863, der gegenwärtige von 1864—1923. Beispielsweise heissen die Jahre:

1864 männliches Holz-Mäusejahr.
1865 weibliches Holz-Rinderjahr.
1866 männliches Feuer-Tigerjahr.
1867 weibliches Feuer-Hasenjahr.
1868 männliches Erde-Drachenjahr.
1869 weibliches Erde-Schlangenjahr.
1870 männliches Eisen-Pferdejahr.
1871 weibliches Eisen-Schaafjahr.
1872 männliches Wasser-Affenjahr.
1873 weibliches Wasser-Hühnerjahr.
1874 männliches Holz-Hundejahr.
1875 weibliches Holz-Schweinejahr.
1876 männliches Feuer-Mäusejahr.
1877 weibliches Feuer-Rinderjahr.
1878 männliches Erde-Tigerjahr.
1879 weibliches Erde-Hasenjahr.
1880 männliches Eisen-Drachenjahr.
1881 weibliches Eisen-Schlangenjahr u. s. w.

VII. Erzählung.

S. 42. Z. 13. Die zu Ehren der Götter aufgeworfenen Steinhügel *(obō)* entstehen, indem jeder Vorübergehende dem frommen Brauche gemäss einen oder mehrere Steine hinzufügt.

VIII. Erzählung.

S. 43. Z. 11 ff. Die Eigennamen sind hier bald kalmükisch, bald tibetisch, bald Sanskrit in gleicher Bedeutung. So ist kalmükisch *Chamuk (chotolo) ssakiktschi* = tib. *Kun-tschong* (all-schützend). Skr. *Ânanda* (Freude) = tib. *Kun-dgah* (all-erfreuend), Name des Malers und Holzkünstlers.

S. 43. Z. 15 ff. im Götterreiche wiedergeboren s. zu S. 32. Z. 19 und S. 6. Z. 20.

IX. Erzählung.

S. 49. Z. 6. Diener des Höllenrichters *(erlik)*, dieser selbst *erlik chân* = skr. *Jama.* Das Geschäft dieser Diener ist, die Seelen der belebten Wesen nach dem Tode derselben vor den Richterstuhl dieses Richters zu bringen, woselbst das zukünftige Schicksal dieser Seelen entschieden und ihnen nach Massgabe ihrer, im früheren Leben begangenen, guten oder bösen Thaten eine höhere oder niedere Wiedergeburt angewiesen wird. Schmidt zu *Ssanang Ssetsen* S. 417, 21.

S. 49. Z. 9. *Maṇḍala* (skr.) magischer Kreis, Zauberkreis. s. Wassilj. S. 202. 205. 212. 216.

XI. Erzählung.

S. 53. Z. 7. *Chongschim Bôdhisattva. Bôdhisattva* (skr. *Bôdhi*-Natur, dem die *bôdhi*, die höhere Erkenntniss, zur Natur geworden, der ganz in ihr lebt) ist der Name für diejenigen, die nur noch eine einzige Geburt zu bestehen haben, um als allerherrlichst vollendete Buddhas zu erscheinen: die Stufe, die dem Buddha vorhergeht. *Chongschim* (wahrscheinlich entstanden aus chines. 觀 世 音 *kuan-schi-in*) *Bôdhisattva* = skr. *Avalôkitêçvara*, bei den Mongolen sonst auch *Chutuktu nidüber üsektschi* (der mit den heiligen Augen Schauende) genannt, ist der jetzige Stellvertreter *Çâkjamuni's*, der geistliche Schirmer und Patron der athmenden Wesen, der Lenker und Regierer der buddhistischen Kirche während der Dauer dieses Weltalters, insbesondere aber, wie die Lamaisten glauben, der Schutzheilige der nördlichen Länder, vor allen des finstern Schneereiches (Tibets), dessen Bekehrung sein Werk. Der jedesmalige Dalai-Lama ist stets eine Incarnation desselben. Schott, Buddhaismus S. 43 ff. 50. Köppen, C. F., Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. 8°. Berlin 1857—1859. I. 312. II. 127 ff.

S. 53. Z. 23. *Suvarṇadharî* sanskr. goldhaltig, goldbesitzend.

S. 54. Z. 2. 7. *Chutuktu*, d. i. Heiliger, Gesegneter, Ehrwürdiger, ist die mongolische Bezeichnung der höheren Geistlichen überhaupt. Schott, Buddh. S. 36.

XIII. Erzählung.

S. 62. Z. 10. Drachenpalast = herrlicher, glänzender Palast.

S. 65. Z. 7 v. u. *Ǵambudvîpa* s. zu S. 4. Z. 4. Der Sinn des Schlusses ist: Dadurch, dass du den *Siddhi-kür* getragen, hast du zwar deine Schuld gesühnt (S. 4. Z. 2—3); da du ihn aber doch nicht meinem Auftrage ganz entsprechend, nämlich ohne zu reden (S. 4. Z. 6 v. u.), gebracht hast, so hast du nichts zum Glück der Erdenbewohner beigetragen; ich kann das in Aussicht Gestellte (S. 4. Z. 3—5) nicht bewerkstelligen; du persönlich aber sollst dafür durch Überfluss an allen Glücksgütern belohnt sein.

